

saiten sprung

ZEITSCHRIFT DES

STUDIENGANGES MEDIEN UND MUSIK

AUSGABE 2
HERBST 2010

ZUM MITNEHMEN

HERAUSGEBER:
HOCHSCHULE FÜR MUSIK,
THEATER UND MEDIEN
HANNOVER



LEBENSKLÄNGE

FAN OHNE GRENZEN (S. 4) · STUMMFILMMUSIKER (S. 19) · MUSIK AUF DER STRASSE (S. 23)
HEAVY-METAL-SUCHT (S. 30) · AUFTRITTSANGST (S. 41) · PLATTENLADEN OHRWURM (S. 52)



GOP.

wir sind die show.

**Studenten-Tickets an der Tageskasse
für nur 15,- Euro auf allen Plätzen!**

GOP.

variété-theater
GEORGSPALAST HANNOVER



Wir schenken Dir einen
GOP-Cocktail
Einfach ausschneiden,
mitbringen und der
Servicekraft vorlegen!

Gültig 2010.

EDITORIAL

Die erste Ausgabe unseres Magazins hat gezeigt: Hannovers Musikszene ist facettenreich und hat mehr zu bieten, als man gemeinhin vermuten würde. An dieser Stelle danken wir allen Leserinnen und Lesern, die unseren Blick auf das musikalische Leben bestätigt und uns zur Themenauswahl unserer Erstausgabe beglückwünscht haben. Ebenso danken wir für die vielen anerkennenden Worte zur journalistischen Qualität unseres Heftes: Von einer „sehr ansprechend und professionell gemachten Zeitschrift“, die „wunderbar und richtig vergnüglich zu lesen“ sei, war die Rede. Ein anderer Leser nannte den Erstling gar ein „ziemliches Meisterstück“. Eine Menge Vorschusslorbeeren also, die uns für den zweiten „Saitensprung“ mit auf den Weg gegeben wurden.

Das haben wir als Ansporn und Motivation betrachtet, um Attraktivität und Spannung auch in diesem Heft aufrechtzuerhalten. „Lebensklänge – Musik lieben, leiden, leben“, so das Thema unserer neuen Ausgabe. Auch wenn der Titel pathetisch klingt: Kaum etwas ist so allgegenwärtig im täglichen Leben wie Musik. Mit ihr verbinden sich glückliche Erinnerungen genauso wie schwere Schicksalsschläge. Musik kann aufbauen, trösten, erfreuen und sogar süchtig machen. Auf den kommenden Seiten stellen wir verschiedene Menschen vor, deren Leben von Musik bestimmt wird. Sei es der 40-jährige männliche Groupie, der seiner Lieblingsband quer durch Deutschland hinterherreist, die Musikerin, die panisches Lampenfieber hat, oder der Heavy-Metal-Süchtige, der seine Musik sogar im Schlaf hört – sie alle lieben, sie leiden und sie leben Musik.

Auch unsere Redaktion hat ihr ganzes Herzblut für die Erstellung der neuen Ausgabe hingegeben, um ein leidenschaftliches Stück Musikjournalismus zu erschaffen. Wir wünschen viel Freude beim Lesen und hoffen, unsere eigene Liebe zur Musik ist spürbar.

DORIAN GORR / MARC MÖLLMANN

IMPRESSUM

Herausgeber: Hochschule für Musik, Theater und Medien Hannover · Studiengang Medien und Musik

Redaktion: Mathieu Bell, Lilli Buchwald, Dorian Gorr, Birk Grüling, Claudia Hamburger, Joachim Haupt, Matthias Holz, Antonia Klöpf, Annick Manoukian, Marc Möllmann, Julia Müller, Katharina Rupprich, Maya Stockmann

Kontakt: gunter.reus@hmtm-hannover.de

V.i.S.d.P.: Prof. Dr. Gunter Reus, Prof. Dr. Ruth Müller-Lindenberg

Herstellung: Layout · Satz und Druck Michael Heiland Lister Damm 5–7, 30163 Hannover

INHALT

KEIN HÜPFEN, KEIN TOBEN	4
Ein Bielefelder Fan fährt zum 258. Mal der Gruppe Klee hinterher	
KEIN KINDERSPIEL	8
Musikalisch hochbegabte Kinder brauchen spezielle Förderung	
DER WEG ZUM LIEBESGLÜCK	11
Glosse	
KEIN ZIRKUS OHNE CLOWN, KEIN CLOWN OHNE MUSIK	12
Clownsfamilie Alexis tourt mit Zirkus Krone durch Europa	
MUSIK LIEBEN, LEIDEN, LEBEN	16
Ausgewählte Stücke der Pop-Historie und ihre bewegenden Geschichten	
EIN LEBEN FÜR DIE TONSPUR	19
Günter Buchwald ist Stummfilmmusiker aus Leidenschaft	
KAUM JEMAND BLEIBT STEHEN	23
Als Straßenmusiker unterwegs – ein Selbstversuch aus zwei Perspektiven	
PLATTENKRITIK	26
Big Tune – Fibre – The High Queens – KJU – ReebSound – Frames	
DAS „SAITENSPRUNG“-FOTO: NEULICH IN DER OPER... ..	28
SÜCHTIG NACH HARTEM STOFF	30
Roger Tullgren bezog vom schwedischen Staat eine „Heavy-Metal-Rente“	
„DER BAUM MUSS JETZT BRENNEN“	33
Generalprobe zum Musical „Children of Eden“ in Hildesheim	
KICKFLIP IN EIN BESSERES LEBEN	36
Skateboard am Hindukusch, Hiphop in der Township	
NICHTS GEHT MEHR	39
Wenn Musik zu gesundheitlichen Problemen führt	
ICH KANN NICHT	41
Auftrittsangst bei Musikern	
KLIENTEN BITTE, NICHT PATIENTEN	43
Interview mit Michael Bohne, Arzt und Psychotherapeut	
BASS-PART PER E-MAIL	44
„The Mainstream“ – Bandmitglieder auf zwei Kontinenten	
DER WEG ZUM LICHT	47
Das Musikprojekt „Schattenlichter“ in Hamburg hilf Obdachlosen	
UMFRAGE „WAS BEDEUTET MUSIK FÜR IHR LEBEN?“	50
HÖRBUCH-REZENSION	51
DIE ERDE IST EINE SCHEIBE	52
Ein kleiner Plattenladen kämpft ums Überleben – aus Überzeugung	
AUF DER DURCHREISE – MAX HERRE	54

KEIN HÜPFEN, KEIN TOBEN



Viele Leute haben eine Lieblingsband. Das ist ganz normal. Und normal ist es auch, dass man zu den Konzerten seiner Lieblingsband geht, wenn sie in der Nähe spielt. Ralf Synowziks Lieblingsband ist die Kölner Gruppe „Klee“. Allerdings ist er ein ganz besonderer Fan, um nicht zu sagen der größte. Ob im Club nebenan oder am Ende der Welt – Ralf verpasst keinen einzigen Auftritt. „Saitensprung“ hat ihn auf sein sage und schreibe 258. Klee-Konzert begleitet. Und dabei herausgefunden: Der größte Fan ist so ganz anders, als man ihn sich vorstellt. Zurückhaltend. Ruhig. Routiniert. Ganz normal eigentlich.

BIELEFELD HAUPTBAHNHOF, 17.27 UHR

„Meine Damen und Herren, auf Gleis 4 fährt ein ICE 556 nach Koblenz über Hamm/Westfalen, Hagen, Wuppertal und Köln. Bitte Vorsicht bei der Einfahrt.“ Ralf hat alles beisammen: seine Digicam, sein Bandshirt, das Zugticket. Die Eintrittskarte für das Konzert? Nein, die braucht er nicht, denn schließlich steht er auf der Gästeliste. Ralf steht immer auf der Gästeliste. Er ist nämlich kein gewöhnlicher Fan. Er fährt heute zu seinem 258. Konzert der Band Klee. Die meisten Leute werden wohl in ihrem ganzen Leben nicht so viele Konzerte besucht haben, geschweige denn von einer einzigen Band. Doch für ein Klee-Konzert scheut Ralf weder Kosten noch Entfernung. Selbst bei der China- und Russland-Tour 2009 und 2007 in der Türkei war Ralf dabei. Dafür geht zwar regelmäßig sein Jahresurlaub drauf, aber Klee-Konzerte sind ihm eben viel lieber, als in Urlaub zu fahren.

Wie er sich das Ganze leisten kann? Er ist gelernter Altenpfleger und arbeitet als Zeitungsausträger. Reich wird man davon nicht, deshalb muss er „ab und zu dann doch mal seine Bank aufsuchen“. Keyboarder Sten hat Ralf auch schon mal mit Taxigeld ausgeholfen. Das Angebot der Band, einen Teil der Kosten der Chinareise zu übernehmen, hat er zwar bisher noch nicht angenommen, aber wahrscheinlich wird er früher oder später dann doch noch darauf zurückkommen müssen. Jedenfalls setzt die Band ihn als Zeichen ihrer Wertschätzung für jedes Konzert automatisch auf die Gästeliste. Manchmal sogar plus 1, wenn Ralf noch eine Begleitung ankündigt.

Heute muss Ralf nicht so weit fahren. Klee eröffnet nachher in den Kölner Opernterrassen die diesjährige „c/o Pop“. Das lässt Ralf sich natürlich nicht entgehen. Und so steigt er nun am Bielefelder Hauptbahnhof in den ICE 556 nach Köln und fährt seinem nächsten Klee-Konzert entgegen.

ZWISCHEN BIELEFELD UND KÖLN, 17.27 - 19.15 UHR

Die Zugfahrt verläuft überraschend ruhig. Müsste Ralf, dessen Leidenschaft für diese Band wohl nicht zu leugnen ist, nicht schon voller Spannung und Vorfreude im Zickzack laufen? Den Gang hoch und runter tigern? Ungeduldig auf seinem Sitz rumhüpfen und sich schon mal mit Klee-Musik auf das Konzert einstimmen? Nein, Ralf wirkt routiniert. Er lehnt sich lieber zurück und nutzt die Zeit zum Lesen und Schlafen, schließlich wird es eine lange und anstrengende Nacht heute.

KÖLN HAUPTBAHNHOF, 19.15 UHR

Das Konzert geht zwar erst um 23 Uhr los, aber durch die frühzeitige Ankunft bleibt noch genug Zeit, etwas zu essen. Will Ralf denn nicht so schnell wie möglich zur Band? Überraschenderweise hat er die Geduld, noch in Ruhe essen zu gehen. Aber er könnte doch auch einfach etwas vom Catering der Band abgrasen, oder? Die kennt ihn ja schließlich. Nein, das kommt für Ralf nicht in Frage. Wenn sie ihm etwas anbieten, dann ist das etwas anderes. Aber sich einfach bedienen, das macht er nicht. Das ist nicht seine Art. Also geht es ab zu „McDoof“. Von einem McChicken, Pommes und Cola wird man schließlich auch satt.

OPERNTERRASSEN DRAUSSEN, 20.30 UHR

Das WM-Spiel der deutschen Fußballer gegen Ghana wird draußen vor den Opernterrassen übertragen, deshalb ist jetzt schon die Hölle los, obwohl das Konzert ja erst um 23 Uhr losgeht. Die Band ist noch nicht in Sicht, dafür trifft Ralf allerdings zwei alte Bekannte, Stefan und Stefan. Man kennt sich von vorherigen Klee-Konzerten und trifft sich auf jedem weiteren Klee-Konzert wieder. Aber dass Ralf der größte Klee-Fan von allen ist, da sind sie sich einig. „Nee, der Ralf hat auf jeden Fall die meisten Konzerte von uns gesehen. Da können wir nicht mithalten. Bei mir ist das heute vielleicht das 15. Konzert oder so“, sagt einer der beiden Stefans.

EIN BIELEFELDER FAN FÄHRT ZUM 258. MAL DER GRUPPE „KLEE“ HINTERHER – MIT RUHIGER ROUTINE



SUZIE KERSTGENS

Deutschland gewinnt 1:0. Das bedeutet, dass unser Team kommenden Sonntag wieder spielen wird, gegen England. Moment mal, spielt da nicht zeitgleich Klee in Essen auf dem „Tag der Begegnung“? Und was macht Ralf, wenn er sich jetzt zwischen dem Klee-Konzert und dem Deutschlandspiel entscheiden muss? Ist doch klar, er würde sich für Klee entscheiden. Aber Ralf hat zum Glück die Konzerttermine im Kopf. Klee spielt am Sonntag schon um 13.40 Uhr, und das Spiel beginnt ja erst um 16 Uhr, also kein Stress, alles ist in Ordnung.

Da zum Fußballspiel schon fleißig Bier und Kurze getrunken wurden und Deutschland auch noch gewonnen hat, ist die Stimmung bereits ausgelassen, bevor das Konzert überhaupt anfangen hat. Normalerweise trinkt Ralf bei Konzerten gerne mal ein Bierchen, das er auch oft genug von der Band spendiert bekommt. Heute beschränkt er sich allerdings ausnahmsweise auf sein mitgebrachtes Wasser.

OPERTERRASSEN DRINNEN, 22.30 UHR

Langsam füllt sich der Raum. Ralf hat sich natürlich bereits den besten Platz vorn an der Bühne in der Mitte gesichert, neben ihm stehen Stefan und Stefan. Einer der beiden ärgert sich über Leute hinter ihm, die laut reden. Aber das Konzert hat doch noch gar nicht angefangen? Das störe trotzdem. Ralf dagegen bleibt wie bisher ganz cool und checkt nochmal seine Digicam. Inzwischen hat er auch sein Bandshirt angezogen. Ralf hat ein ganz besonderes. Die Band hat ihn nämlich bei ihrem 250. Klee-Konzert 2009 in Bielefeld auf die Bühne geholt und ihm ein Jubiläumsshirt mit den Unterschriften aller Bandmitglieder geschenkt. Zu seinem 100. Konzert habe er damals einen Pokal von der Band bekommen, und zu seinem 200. habe Suzie ihm einen Strauß mit 200 weißen Rosen auf der Bühne überreicht. Was die Band wohl zu seinem 300. Konzert für ihn vorbereiten wird?

KONZERTBEGINN, 23 UHR

Klee kommt auf die Bühne. Sängerin Suzie präsentiert sich in hochhackigen Peep Toes, Minirock, Strapsen und einem riesigen extravaganten Kragen um den Hals. Zum ersten Mal ist ein Glitzern in Ralfs Augen zu sehen. Früher habe sie viel mehr auf der Bühne erzählt, meint er. Aber meistens schon zu viel. Fast zehn Minuten manchmal, da sei sie total abgeschweift in ihren Erzählungen. Da habe es sogar schon Rufe aus dem Publikum gegeben, dass sie endlich weiterspielen sollen. Inzwischen sei sie da professioneller geworden. Ralf lächelt schüchtern, während er von seiner Lieblingsband erzählt.

Zum ersten Mal hat er Klee 2004 gesehen. Eigentlich wollte er Cinerama sehen, die an diesem Abend Hauptact waren. Klee war damals lediglich Vorband. Allerdings hat die Band Ralf sofort überzeugt. Die Musik „gefiel ihm auf Anhieb“, woraufhin er erst einmal den Merchandise-Stand von Klee leerkauft.

te. Als er dann auch noch mit Suzie, die sich um den Merchandise-Stand damals selbst kümmerte, ins Gespräch kam und merkte, dass sowohl sie als auch der Rest der Band „sehr nette Leute“ sind, war es um ihn geschehen. So kommt es, dass er nun sein bereits 258. Klee-Konzert besucht.

Aber Ralf ist kein typischer Fan. Er rastet nicht vor der Bühne aus, wirft Kuschtiere auf die Bühne oder bekommt Ohnmachtsanfälle. Er kennt natürlich jeden Song, inklusive Texte. Und er singt auch jeden Song mit, allerdings mit Bedacht. Von hysterischem Kreischen oder ausgelassenem Gegröle keine Spur. Eine Explosion der Gefühle ist nicht sichtbar. Trotzdem dürfte sich einiges in ihm abspielen, niemand besucht schließlich so viele Konzerte, wenn da nicht auch Leidenschaft im Spiel ist. Ralf aber ist eher der stilvolle Genießer. Öfters schließt er seine Augen, als wäre er in Trance gefallen. Er scheint sich voll und ganz auf die Musik zu konzentrieren und sich durch nichts anderes ablenken lassen zu wollen. Ab und zu tanzt er, aber auch das sehr diskret – kein Hüpfen, kein Toben, kein Schweißausbruch, eher ein leichtes Hin-und-her-Schaukeln. Zwischendurch macht er Fotos und Filme mit seiner Digicam.

Einen absoluten Lieblingssong hat Ralf nicht, die Songs seien alle toll. „Wunschfrei“ gefällt ihm allerdings vom Text her sehr gut, für ihn „ein Song, der sehr berührend ist und unter die Haut geht“. Musikalisch gesehen ist „Gold“ sein Favorit, ein Klassiker von Klee, der bei keinem Konzert fehlen darf, natürlich auch nicht heute in Köln. Als Höhepunkt der „Gold“-Performance lässt Suzie Gold regnen, indem sie aus einem langen Stab goldenes Konfetti ins Publikum schießt. Ralf versucht das Konfetti aus seinen Haaren zu entfernen, aber das ist leichter gesagt als getan.

ALLES VORBEI, 1 UHR

Noch drei Zugaben, dann verabschiedet sich Klee von seinem Publikum. Aber jetzt mal ganz ehrlich, wird Klee denn

nie langweilig? Schließlich kennt man doch irgendwann das Repertoire, wie die Konzerte ablaufen und wie die Band auf der Bühne so ist. Nein, Ralf wird es auf gar keinen Fall langweilig. „Die sind immer wieder anders, die spielen nicht so total routiniert ihren Stiefel runter wie andere Bands.“ Und was war diesmal für Ralf neu? „Na, dass sie ihren neuen Song „Sommertage, Sommernächte“ gespielt haben, der ja eigentlich noch in der Mache ist. Und dass David Gedge, der Sänger von The Wedding Present, einen Gastauftritt hatte, das war auch neu.“ Lustigerweise schließt sich hier der Kreis, denn David Gedge ist nicht nur der Sänger der Band The Wedding Present, sondern ebenso der Sänger von Cinerama, der oben genannten Band, durch die Ralf Klee erst kennengelernt hat.

Ralf wartet noch geduldig, bis die Band aus dem Backstage nach vorne kommt. Stefan und Stefan sind auch noch dabei. Könnte er sich das Warten nicht sparen und einfach in den Backstage-Bereich gehen? Schließlich kennen sie ihn ja, er würde bestimmt problemlos an den Aufsichtsleuten vorbei hinter die Bühne gelangen. Nein, das ist nicht seine Art. Und außerdem kommt die Band sowieso in der Regel immer nochmal nach vorn nach ihren Konzerten. Er hat Recht. Als erstes ist Pele, der Bassist, in Sicht. Gleich danach kommen Sängerin Suzie und der Rest der Band. Band und Fans begrüßen sich wie alte Kumpels. Ralf ist zwar kein Autogrammjäger, aber ein Foto mit Suzie möchte er trotzdem. Und wie fühlt sich das so an, wenn man Fans wie Ralf hat, die bei jedem Konzert dabei sind? Die selbst eine Chinareise nicht scheuen, um ja kein Konzert zu verpassen? „Für uns wäre das ganz schön komisch, wenn Ralf bei einem Konzert mal nicht dabei wäre“, sagt Keyboarder Sten, „Wir würden uns wahrscheinlich richtig Sorgen machen, wenn er nicht käme. Außerdem ist es immer toll zu sehen, wie er in der ersten Reihe steht und mitsingt und filmt, Fotos macht und die Musik genießt. Er ist eigentlich das Maskottchen der Band.“ Und was ist die Band für Ralf? Was, wenn sich die Band eines Tages

auföst? „Keine Angst“, winkt Ralf nüchtern ab, „dann würde ich schon nicht in Depressionen verfallen. Ich müsste dann eben auf Konzerte anderer Bands gehen. Obwohl meine Konzertgänge dann wahrscheinlich nicht so extrem wären wie bei Klee.“ „Wir haben aber auch gar nicht vor uns aufzulösen!“, ergänzt Sten eindringlich.

KÖLN HAUPTBAHNHOF, 2.10 UHR

„Meine Damen und Herren, auf Gleis 5 fährt ein IC 2020 nach Bremen über Düsseldorf, Dortmund und Osnabrück. Bitte Vorsicht bei der Einfahrt.“ Ralf steht wieder am Kölner Hauptbahnhof. Das Konzert ist vorbei. Er hat alles beisammen: Seine Digicam mit neuen Kleebildern drauf, sein Bandshirt, sein Zugticket und vor allem die schönen Erinnerungen an sein 258. Klee-Konzert.

ANNICK MANOUKIAN

KEIN KINDERSPIEL

MUSIKALISCH HOCHBEGABTE KINDER UND JUGENDLICHE BRAUCHEN SPEZIELLE FÖRDERUNG

„Zu ungenau. Bitte nochmal spielen!“ Es ist Samstagvormittag, 10.35 Uhr. Sieben Schülerinnen und Schüler der Vorklasse des Instituts zur Frühförderung musikalisch Hochbegabter (VIFF) erhalten wie jede Woche Unterricht in den Fächern Rhythmik und Musiktheorie. Die musikalisch hochbegabten Talente im Grundschulalter üben hier – zusätzlich zur Ausbildung an ihrem Hauptinstrument – Timing, Koordination, Zusammenspiel und rhythmisches Verständnis. Kritik ist dabei selbstverständlich, Fehler werden sofort korrigiert: „Das war nicht tutti.“ Die Kinder erhalten optimale individuelle Betreuung und lernen eigene Rhythmen zu komponieren, um sie mit Begeisterung und Spaß alleine oder in der Gruppe zu spielen. Klangästhetisch dürfen sie sich dabei austoben. Die Noten, die sie Impulse nennen, werden entweder durch Schlagen, Kratzen, Klopfen mit dem Schlegel oder Stampfen mit den

Füßen umgesetzt. Das Lerntempo ist hoch. Ständig meldet sich mindestens ein Mädchen oder ein Junge, um zu antworten oder einen Rhythmus vorzuspielen.

Die Schüler sind die jüngsten „Studenten“ der Hochschule für Musik, Theater und Medien Hannover. Das Institut zur Frühförderung musikalisch Hochbegabter (IFF) um Gründungsdirektor Prof. Bernd Goetzke hatte sich bei seinem Start vor zehn Jahren vorgenommen, die „unbedingte Förderungswürdigkeit“ musikalisch hochbegabter Kinder und Jugendlicher anzuerkennen, ihnen Raum zur Entfaltung ihres besonderen Talents zu geben und sie in ihrer musikalischen Entwicklung bestmöglich zu unterstützen. Damit war das Institut deutschlandweit Vorreiter und schloss eine Lücke, die bei der Förderung junger Musiker bis dahin bestanden hatte. Exzellente Dozenten bieten den derzeit 70 Jungstudenten zwischen neun und 18 Jahren professionelle musikalische Förderungsbedingungen. Verlangt wird als Gegenleistung ein hohes Maß an Fleiß trotz aller schulischen Belastungen, damit sie ihr Instrument schon in einem sehr jungen Alter wirklich zu beherrschen lernen. Von Wunderkindern spricht man im Institut allerdings bewusst nicht. Das Wort „Kind“ enthalte immer einen Hauch von Niedlichkeit und Vergänglichkeit, so die pädagogische Koordinatorin des IFF, Christiane Bessert-Nettelbeck, und Wunder hätten eher in Märchen Platz. Und auch für Bernd Goetzke ist der Begriff ein „Klischee, das mittlerweile ein Sammelsurium von Assoziationen“ auslöse. „Und dabei geht es nur bis zu einem gewissen Punkt um das Talent. Sofort denkt man außerdem an falschen Ehrgeiz, an Erfolgszwang, an Starruhm oder -rummel.“

Meng Sun, Schülerin des IFF, würde von vielen höchstwahrscheinlich das



JULIA FREITER

Prädikat „Wunderkind“ verliehen bekommen. Mit ihren 13 Jahren hat die gebürtige Pekingerin, die seit mittlerweile vier Jahren in Deutschland lebt, schon einige Erfolge vorzuweisen. So gewann sie u.a. 2007 den ersten Preis beim Steinway-Klavierspielwettbewerb in Hamburg sowie im vergangenen Jahr den ersten Preis beim Wettbewerb um den Titel des „Young Pianist of the North“ in Newcastle. Doch ihr musikalisches Können ist natürlich nicht wie durch ein Wunder angeboren. Sicherlich wurde Meng Sun ein hohes Maß an musikalischer Begabung zuteil. Andererseits sind jahrelanges Üben, eine ungebrochene Bereitschaft an sich zu arbeiten und sich verbessern zu wollen, Wissbegierde, das innere Bedürfnis nach Musik sowie ein hohes Maß an Motivation und Leistungsbereitschaft unabdingbar, um schon früh auf Weltklasseniveau zu spielen. Dies zeigt, dass gerade die Kombination aus intensivem Üben, musikalischer Hochbegabung sowie der bestmöglichen Unterstützung durch das IFF der Garant für ihren musikalischen Erfolg ist – eine Kombination, die ihr allerdings einiges abverlangt: „Ich habe mit fünf Jahren angefangen Klavier zu spielen und übe täg-

lich bis zu fünf Stunden, je nachdem wie viel Zeit ich habe“, so Meng Sun. Bei diesem Übepensum, schulischen Verpflichtungen und zwei- bis dreimaligen Unterricht pro Woche an der Musikhochschule hat sie kaum Zeit für andere Aktivitäten. „Manchmal bleibt ein wenig Freizeit, in der ich viel Sport treibe und Bücher lese“, erzählt die junge Chinesin.

Aber sind junge Musikerinnen und Musiker bei so viel Engagement nicht doch im Begriff, ihre Kindheit zu verlieren? „Keineswegs“, sagt Bernd Goetzke. „Es handelt sich hier um ein Standard-Vorurteil. Wer darf behaupten, dass ein musikalisch hochbegabtes und hochmotiviertes Kind, das die Musik braucht wie die Luft zum Atmen, durch Reduktion seiner musikalischen Aktivitäten eine unbeschwertere Kindheit haben könnte? Tatsächlich würde es darunter leiden!“ Es gehe dabei, wohlgemerkt, nicht um diejenigen Kinder, die von ihren Eltern zum Spielen eines Instruments gezwungen werden. Von „wahrer Unbeschwertheit“, so Goetzke, könne nur dann die Rede sein, wenn „ein Kind eben das tun darf, wonach es drängt“.

Wird von musikalischen Wunderkindern gesprochen, assoziiert man mit dem Begriff oftmals den kleinen Mozart, der schon mit fünf komponierte und ein Jahr später bereits erste Konzertreisen absolvierte.

Auch Michael Jackson gelangte in früher Kindheit zu Weltruhm.

Allerdings bleibt häufig unberücksichtigt, dass früher musikalischer Erfolg mit enormen Anstrengungen, harter Übung am Instrument und vielen Entbehrungen in der Kindheit verbunden ist.

Außer musikalischer Begabung ist ein hohes Maß an Motivation und Lernbereitschaft erforderlich. Ob musikalisches Können wirklich angeboren ist, wie es häufig heißt, bleibt somit mehr als fraglich.



MENG SUN



LAVINIA DAMES

Zurück zur Vorklasse des IFF. Es ist 11.45 Uhr, und die Theoriesitzung hat soeben begonnen. Es wirkt spielerisch, wie die Kinder mit Hilfe ihrer Dozentin Olga Tchipanina in der Gruppe oder einzeln zweistimmige Lieder singen, bestimmte Intervalle heraushören und im Anschluss daran das ganze Stück wie selbstverständlich in eine andere Tonart transponieren. Gemeinsam scharen sich die Kinder daraufhin um das Klavier, um die musikalischen Zusammenhänge an der Tastatur nachvollziehen zu können. Nächste Aufgabe: Hören und Nachsingen von Dreiklängen, Paralleltonarten und verschiedener Modi von Moll sowie Bestimmen von Kadenzten und deren Stufen. All das gehört zum Standardkönnen der Grundschüler, die bei aller Konzentration auch zu ganz alltäglichen Neckereien aufgelegt sind: „Wo sind meine Übungsblätter?“, fragt die neunjährige Charlotte in die Runde. Natürlich gibt sich der Schuldige nicht zu erkennen, und so muss erst die Lehrerin eingreifen, bevor der Unterricht weitergehen kann.

Erst hartes Üben, so wird an diesem Samstagvormittag deutlich, macht das perfekte Beherrschen der Theorie oder eines Instruments möglich. Die Expertiseforschung kann das erklären: Der Zehnjahres-Regel zufolge wird Meisterschaft auf einem Gebiet nur nach mindestens zehnjährigem zielgerichtetem Üben er-

reicht, wobei die Qualität und Effektivität sowie die Motivation ausschlaggebend für den Erfolg sind, so Musikpsychologe Prof. Dr. Heiner Gembris, Leiter des Instituts für Begabungsforschung in der Musik an der Universität Paderborn. Solche Forschungsergebnisse sind der breiten Öffentlichkeit jedoch häufig unbekannt. Sie hält lieber am Mythos „Wunderkind“ fest, der oft genug aber aus reinen Verkaufsgründen gepflegt wird. So ist Prof. Hartmut Fladt von der Universität der Künste Berlin überzeugt, die Hochstilisierung von Kindern zu Wunderkindern am steilen Aufstieg des chinesischen Pianisten Lang Lang festmachen zu können. Der ist für Fladt eben nur das Produkt eines cleveren und aggressiven Marketings. An jeder deutschen Musikhochschule gebe es mindestens fünf Studierende, die genauso gut oder besser als Lang Lang spielten. Und auch Gembris ist der Ansicht, dass „die gezielte Vermarktung die Kinder zu musikalischen Ausnahmeerscheinungen macht und, wie bei Lang Lang, deren durchschnittliches Maß an musikalischer Begabung überstrahlt“. Nicht ganz so negativ sieht dies Bernd Goetzke: Lang Lang sei sicher zum Teil ein Medienprodukt, und er spiele mit den Medien wie kaum ein zweiter. „Aber er ist keineswegs beliebig reproduzierbar. Ein wirklich gebildetes Publikum ist auf Dauer nicht zu täuschen – von den Fachleuten ganz zu schweigen.“

Dass es bei aller Perfektion jedoch auch noch um musikalische Kreativität und weniger um die eigene Vermarktbarkeit geht, wird in der Kompositionsklasse des IFF unter der Leitung von Benjamin Lang deutlich. Sie präsentiert sich an einem Sonntagmorgen im Richard-Jakoby-Saal der Musikhochschule. Eltern, Bekannte und Freunde warten gespannt auf den Beginn der Veranstaltung „Neue Musik: IFF-Komponisten stellen sich vor!“ Schon bald erklingen die ersten Takte einer frischen, neuen, mitunter aufgrund des Wechselspiels von Tonalität und Atonalität aber auch gewöhnungsbedürftigen Musik in den unterschiedlichsten Besetzungen. Was hat ein Megaphon in klassischer Musik zu suchen? Wo findet man sonst ein Duo bestehend aus Schlagzeug und Querflöte? Kreativität und experimentelles Ausprobieren sind bei den jungen Musikern der Antrieb zur Ausarbeitung eigener Werke, und so werden Aspekte der Krankheit Bluthochdruck ebenso auskomponiert wie das vermeintlich zufällige Prasseln von Regentropfen mit Hilfe eines speziellen Zahlensystems.

Ganz vom Begriff des Wunderkinds lassen will übrigens auch Bernd Goetzke nicht: So sollte stets versucht werden, das echte Wunder zu sehen, „das in einer Begabung erkennbar werden kann“.

MATHIEU BELL

taktlos

DER WEG ZUM LIEBESGLÜCK

Musik macht intelligent! Und sozial kompetent! Und hält das Kind von Drogen fern. Alles richtig. Ich möchte aber, meine Damen und Herren, hier ein noch schlagkräftigeres Argument ins Feld führen, warum Musik der Schlüssel zum Glück sein kann. Vor allem in der dunklen Jahreszeit mag es so manchem Single erscheinen, als ob die Liebe einen großen Bogen um ihn macht: Alle Guten sind vergeben oder schwul. Doch es ist nie zu spät. Versuchen Sie es doch einmal in einem Chor oder einem Orchester! Der Vorteil: Regelmäßige Proben ermöglichen regelmäßige Wiedersehen, und ab einem bestimmten Punkt zählen nur noch die inneren Werte – das kann für manchen ein Gewinn sein. Besonders praktisch für die Entwicklung gefühlvollen Ensemblespiels sind die Proben- und Konzertwochenenden. Hier entwickelt sich jene Dynamik, jenes feine Zusammenspiel der Sinne, das je-

dem schöpferischen Akt vorausgeht. Ich bin Zeuge, wenn Sie erlauben. Denn ich wurde so gezeugt.

Übrigens verdanken auch meine Geschwister und alle meine Cousins ihre Existenz Chören und Orchestern. Und rundheraus: Wie viele sind nicht schon, um diese Chance wissend, einem Chor oder einem Orchester beigetreten. Ihr Trieb trieb sie. Im Nachhinein wird das dann verklärt mit Legenden von musikalischen Schlüsselerlebnissen und künstlerischer Berufung. Die ganze Wahrheit aber ist: Große Musikerkarrieren konnten sich nur entwickeln, weil am Anfang mit dem Beitritt in ein Orchester die Aussicht auf eine große Auswahl an möglichen Partnern bzw. Partnerinnen verbunden wurde. Luciano Pavarotti hätte eben sonst keine gewollt, so dick wie der war. Oder Lang Lang – langweilig! Zunehmender Erfolg auf dem Instrument hat dann auch wieder äußerst positive Auswirkungen

auf die Wahrnehmung durch andere. Hat nicht Sir Simon Rattle eine blutjunge, blonde Sängerin zur Frau? Sah Ringo Starr nicht schon mit 25 aus wie ein Greis und hat dennoch ein Model geheiratet?

Mein Tipp also für den bevorstehenden Herbst: Wozu Facebook, wozu Parship und Blind Dates und Speed Dating, wenn es Chöre und Orchester gibt?

MAYA STOCKMANN



Erste Wahl aus zweiter Hand

fairKauf

Secondhand-Artikel zu kleinen Preisen



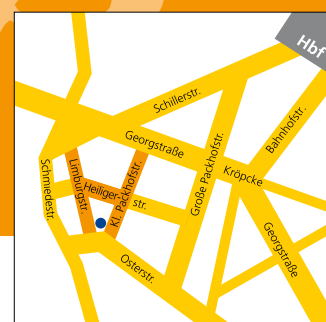
Bei fairKauf findest du gut erhaltene Möbel, Küchenutensilien, Elektrogeräte, Bekleidung, Bücher, Deko-Artikel u.v.m. zu Flohmarktpreisen!

Außerdem:

- große Auswahl an CDs und Schallplatten
- häufig auch Noten oder Instrumente
- Musik in Form: Individuelle Schallplattenuhren und -schalen!

Reinschauen lohnt sich!

fairKauf eG – sozial & erfrischend anders, Limburgstr. 1, (Ecke Kleine Packhofstr.), 30159 Hannover, Tel.: 0511/169 61 33, www.fairkauf-hannover.de, Öffnungszeiten: Mo - Sa, 10 - 18 Uhr





KEIN ZIRKUS OHNE CLOWN, KEIN CLOWN OHNE MUSIK

Es riecht nach frischem Sägemehl. Warmes Licht erhellt das große Zelt. Die Logenplätze sind alle gut besetzt, die Bankreihen weiter hinten bleiben allerdings leer. Leises Gemurmel ist zu vernehmen. Zwei kleine Kinder in der ersten Reihe legen die Köpfe in den Nacken und schauen mit offenem Mund hinauf zur Zirkuskuppel. Langsam wird es dunkler, die Musik setzt ein, und zum ersten Mal

hebt sich der purpurrote Vorhang. Die Vorstellung beginnt.

Artisten wirbeln durch die Luft, riesige Elefanten tanzen in der Manege, chinesische Schwertkämpfer springen durch brennende Reifen. Dann wird es fast besinnlich. Ein Clown betritt die Manege. Hunderte bunter Pailletten funkeln, ihr Widerschein tanzt über den Boden und



Die Clownsfamilie Alexis tourt mit Zirkus Krone durch ganz Europa. Seit Generationen bringt sie Menschen jeden Alters zum Lachen und sorgt mit viel Humor und einer großen Portion Musikalität für gute Laune. Zusammen mit seiner Frau Jeanette und seinem Sohn Tonito meistert Toni Alexis seine Lebensaufgabe: Clown sein. Doch kaum einer weiß, dass mit Toni nicht nur ein Clown, sondern auch ein König die Manege betritt...

wandert an der Zeltplane entlang zur Kuppel hinauf. Die glitzert, als wäre sie mit bunten Sternen übersät. Das Gesicht des Clowns ist weiß geschminkt. Feine schwarze Linien verlaufen über den Augen. Der Lichtkegel zieht sich langsam zusammen. Jetzt ist nur noch der Clown da mit seinem glitzernden Kostüm und seiner Trompete, nur noch der Weißclown und die Musik. Wo eben noch wilde Tiere die Manege beherrschten, zieht nun ein einziger Mensch die Zuschauer in seinen Bann. Tonito Alexis steht auf dem Rand der Manege, setzt die Trompete an und spielt. Eine Nummer ohne Worte, ohne Scherze und ohne Lacher. Einfach nur ein weißer Clown, der Musik macht.

Dieses Jahr ist Tonito 18 Jahre alt geworden, und nie konnte er sich etwas anderes vorstellen, als in der Manege zu stehen und Clown zu sein. Zusammen mit seinem Bruder und den Eltern Toni und Jeanette Alexis tourt er mit dem größten Zirkus Europas durch Städte und Länder. Das bunte paillettenreiche Kostüm, das so geheimnisvoll schimmert, ist ein kleines Vermögen wert: Von der Planung bis zu Schnitt und Verarbeitung kostet es rund 15.000 Euro.

Seit über 50 Jahren steht sein Vater Toni Alexis nun schon als Clown in der Manege. Von sich selbst sagt der gebürtige Spanier: „Ich bin nicht Clown ge-

worden, ich wurde als Clown geboren!“ Schon sein Urgroßvater trat als Clown Abend für Abend ins Rampenlicht. Nun tun seine Söhne es ihm gleich. Und so sieht er aus, der König der Manege: Eine dicke rote Nase im Gesicht, rotweiße Schminke um die Augen und ein rot geschminkter Mund. Die Hose viel zu weit, die Schuhe viel zu groß. Seine Frau Jeanette kommt ganz ähnlich daher, und mit Schminke und Perücke ist sie kaum von ihrem Mann zu unterscheiden.

Nach einer waghalsigen Artistennummer stehen sie nun zusammen mit ihrem Sohn in der Manege und geben als ungleiches Trio ein komisches Bild ab. Im-



Unsere Autorin Katharina Rupprich
unter Clowns

mer wieder verhindern die beiden Auguste das vom Weißclown voller Pathos und Enthusiasmus angekündigte Trompeten-Solokonzert. Durch eigene musikalische Versuche und Späße ziehen sie die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich. Das ergreift binnen Sekunden für die scheinbar tollpatschigeren Clowns, die Auguste, Partei. Es klatscht begeistert, wenn Toni umständlich in die Klarinette pustet, und straft den ernsten Tonito mit Gleichgültigkeit, sobald er versucht, die Gunst des Publikums zu erobern. Schließlich gibt es aber doch ein Konzert zu dritt. Vater und Sohn spielen Trompete, Mutter Jeanette spielt Horn, und zusammen ergibt das ein stimmstarkes „Glory, Glory, Hallelujah“.

Dass diese drei Clowns in der Manege höchst musikalisch sind, steht außer Frage. Aber nicht nur sie. Musikalität gehört einfach zu diesem Beruf dazu. Darauf werde schon in der Ausbildung des Clowns nachwuchses geachtet, weiß Cornelia von Kietzell, Mitbegründerin der Clownsschule in Hannover: „Musik begleitet und verändert Atmosphären auf der Bühne und in der Manege. Außerdem können Clowns herrlich dilettantisch mit Musik umgehen und so dem Publikum die Angst nehmen und es zum Lachen bringen.“ Also will nicht nur der professionelle Umgang mit dem Instrument, son-

dern auch ein dilettantischer Umgang mit Musik gelernt sein. Toni beherrscht das selbstverständlich ebenfalls. So singt er jetzt ein spanisches Liedchen und schepert dazu einen Akkord auf der Gitarre. Wenig später nimmt er das Instrument erneut zur Hand und hält es verkehrt herum, um dann völlig hilflos die Manege nach den „Spaghetti“ abzusuchen, an denen er doch eben noch gezupft habe.

Die Ideen zu den einzelnen Nummern stammen von Familienoberhaupt Toni Alexis persönlich. Er komponiert eine Geschichte und kürzt seine etwa einstündige Nummer schließlich auf ungefähr 15 Minuten, mehr Zeit bleibt ihnen im Zirkus nicht. Auf längere Musiknummern müssen die Clowns allerdings nicht verzichten. In ihrer eigenen Show, die sie präsentieren, wenn sie einmal nicht mit Zirkus Krone unterwegs sind, haben sie oft die Gelegenheit, ausgedehnte Nummern mit musikalischen Einlagen zu spielen. „Wenn die Kinder über unsere Späße lachen, dann haben wir alles richtig gemacht“, erklärt Jeanette, „sie sind unsere ehrlichsten Kritiker.“ Jeden Kritiker, ob jung oder alt, überzeugen sie vor allem mit ihren musikalischen Fertigkeiten. So beherrschen alle drei gleich mehrere Blasinstrumente: Trompete, Horn, Posaune, Tuba, Saxophon in allen Lagen

und vieles mehr. Das Kuriose: Alle haben sich die Instrumente selbst beigebracht, und keiner der drei kann Noten lesen. „Man muss es nur wirklich wollen“, sagt Tonito, „dann braucht man keine Noten und keinen Lehrer!“ Zusätzlich zu den Blasinstrumenten nutzen sie auch gerne unkonventionelle Methoden, um Klänge zu erzeugen und Musik zu machen: Sägeblätter, Gläser, Flaschen, Glocken, Schläuche, Hupen...

Durch ihre Auftritte in ganz Europa treffen die Clowns immer wieder auf andere Sitten und auch auf andere Arten von Humor, aber Musik berühre jeden Menschen. Sie ermögliche das Spiel mit dem Publikum, und noch nie habe das nicht funktioniert. Wenn sie mit ihren musikalischen Auftritten eines Tages das Publikum nicht mehr begeistern können, „dann müssen wir den Beruf wechseln“, scherzt Jeanette.

Unglaublich lange dauert der Triller, den Tonito gerade spielt. Ungläubig schauen die Menschen im Publikum einander an. Schon seit gut einer Minute stößt er die beiden Töne in rasendem Wechsel aus seinem Instrument. Spontan brandet Applaus auf, aber Tonito denkt noch gar nicht daran, seine Trompete abzusetzen. Wie ist das möglich? „Ach, das ist ganz einfach“, erklärt Tonito später lachend, „ich habe mir diese Technik von einem anderen Trompeter abgeguckt. Ich speichere meine Luft im Mund und kann sie ausströmen lassen, während ich gleichzeitig mit der Nase einatme.“ Dass Tonito nicht immer nur der ernste Weißclown sein will, zeigt im Anschluss sein Elvis-Gesangsauftritt. Extra für seine Mama habe er den Song „Tutti Frutti“ ausgewählt, sie sei ein großer Elvis-Fan. Mit Hüftschwung und tiefer Stimme singt er und nimmt dabei das gesamte Zirkuszelt für sich ein. Er tanzt durch die Reihen und flirtet mit den weiblichen Gästen. Erst ein prüfender Blick auf seine Lippen verrät, dass er tatsächlich live singt. Stolz sagt sein Vater: „Ja, Clowns sind eben Alleskönner!“

360 Aufführungen allein in der Sommersaison, zwei Aufführungen täglich, im-



mer das gleiche Programm, ständige Ortswechsel: Hier drängt sich doch geradezu die Frage auf, ob der Familie irgendetwas im Leben fehle. Toni Alexis schaut erstaunt auf und blickt im Zirkuscafé in die Runde: „Uns?“ Dann antwortet er stellvertretend für seine ganze Familie: „Nein!“ Die Antwort lässt keine Sekunde lang Zweifel zu, es wird auch nichts mehr auf diese Antwort folgen. Es bedarf einfach keinerlei weiterer Erklärung: Die Clowns-familie ist glücklich. Vor drei Jahren hat Toni im Circo Price in Madrid von König Juan Carlos höchstpersönlich die höchste Auszeichnung erhalten, die ein Clown sich wünschen kann: „König des Lachens – bester Clown der Welt“. Dennoch ist Toni auf dem Teppich, pardon, in der Manege geblieben. Den Kontakt zu seinem Volk hat er jedenfalls nicht verloren, wenn er am Ende seines Auftrittes ein paar Kindern fröhlich die Hand schüttelt, triumphierend die Arme in die Luft hebt und sich verbeugt.

Auf die letzte Frage, was Musik für das Leben der Clowns-familie bedeute, folgt ein kurzer Moment der Stille, dann antwortet der jüngste Clown entschlossen als erster: „Music was my first love!“ Und dabei lächelt Tonito, der Thronfolger, souverän.

KATHARINA RUPPRICH



MUSIK LIEBEN, LEIDEN, LEBEN

Alles im Leben hat seinen eigenen Soundtrack. Sei es die erste große Liebe oder der häufig so unvermeidliche Trennungsschmerz am Ende. So verbindet jeder Hörer mit manchen Musikstücken bestimmte Situationen oder Personen. Ganz oft ist es aber auch so, dass die Künstler selbst ihr Innerstes nach außen kehren und Geschichten aus ihrer eigenen Biographie erzählen – Geschichten, die eng mit ihren eigenen Schicksalen verbunden sind. In der Rubrik „Fünf Songs“ stellen wir in dieser Ausgabe Bands und Solisten vor, die ihre Musik lieben, mit ihr leiden, aber vor allem mit ihr leben.

„SAITENSPRUNG“ STELLT AUSGEWÄHLTE STÜCKE DER POP-HISTORIE UND IHRE BEWEGENDEN GESCHICHTEN VOR

MANIC STREET PREACHERS – EVERYTHING MUST GO (1996)

Das spurlose Verschwinden von Ritchie Edwards, dem Gitarristen und Texter der walisischen Manic Street Preachers, am 1. Februar 1995 gilt bis heute als eines der großen Mysterien der Rockgeschichte. Suizide, Drogentote und Morde – das alles hatte es schon gegeben. Aber das plötzliche Verschwinden eines Rockstars ohne einen Hinweis auf seinen Verbleib oder den Fund seiner Leiche, das war neu. Edwards galt schon lange als psychisch labil, war diverse Male in psychiatrischer Behandlung gewesen und machte in seinen gleichermaßen brillanten wie selbstdestruktiven Texten keinen Hehl aus seinen Problemen. Seine Band war eine der großen britischen Rockhoffnungen der frühen 90er Jahre, die mit ihrer Mischung aus Glamrock und politischem Punk die Kritiker überzeugte. Nach Edwards Verschwinden schien die Band vor dem Aus zu stehen, doch zur großen Überraschung aller machten die Manics als Trio weiter: Gut ein Jahr später veröffentlichten sie „Everything must go“, eine Hinwendung zum Breitwand-Brit-Pop, gepaart mit melancholischen Texten, die versuchten, das Geschehene zu verarbeiten und in Worte zu fassen. Das Album wurde zu einem Riesenerfolg, erreichte die Spitze der britischen Charts und machte die Manic Street Preachers zu einer der wichtigen UK-Bands der Neunziger. Im Titelsong richteten sich die drei verbliebenen Bandmitglieder James Dean Bradfield, Nicky Wire und Sean Moore an ihren verschollenen Freund. „And I just hope that you can forgive us,

but everything must go.“ Die Botschaft: Wir tragen dich immer in unserem Herzen, aber das Leben muss weitergehen.

Im November 2008 hat man Edwards offiziell für tot erklärt. Seine Leiche wurde bis heute nicht gefunden.

QUEEN – NO-ONE BUT YOU (ONLY THE GOOD DIE YOUNG) (1997)

Im November 1991 standen Queen bereits seit fast zwei Jahrzehnten an der Spitze der internationalen Rockszene, als Sänger Freddie Mercury die Weltöffentlichkeit am 23. des Monats über seine AIDS-Erkrankung informierte und nur einen Tag darauf verstarb. Schon in den Jahren zuvor hatte es immer wieder Gerüchte über Mercurys Gesundheitszustand gegeben, die er jedoch stets zurückwies. In Wahrheit jedoch wusste er schon seit dem Ende der 80er Jahre von seiner HIV-Infektion, die ihn aber nie davon abhielt, weiterhin produktiv zu sein. Im Gegenteil: Noch in den Wochen und Monaten vor seinem Tod begab sich Mercury ins Studio, um Gesangsspuren für das im Jahr 1995 posthum veröffentlichte „Made in Heaven“ aufzunehmen. Es sollte das letzte offizielle Studioalbum von Queen in der Originalbesetzung sein. Anfang des 21. Jahrhunderts gingen die Ur-Mitglieder Brian May und Roger Taylor dann zwar zusammen mit Paul Rodgers mehrmals auf Welttournee und produzierten sogar eine weitere Platte, aber trotz des relativ großen kommerziellen Erfolgs waren Queen + Paul Rodgers eben nicht Queen. Gegenwärtig ruht diese Zu-

sammenarbeit, was von May und Taylor vor allem dazu genutzt wird, die Teilnehmer diverser Castingshows hin und wieder bei ihren fragwürdigen Darbietungen von Queen-Hits zu unterstützen.

Das letzte musikalisch produktive und ernsthafte Zusammentreffen der drei verbliebenen Original-Mitglieder nach den „Made in Heaven“-Aufnahmen liegt hingegen schon etwas länger zurück: Im Jahr 1997 spielten sie gemeinsam das Stück „No-One But You (Only The Good Die Young)“ für die „Queen Rocks“-Compilation ein. Offiziell eine Hymne für all diejenigen, die zu früh gestorben sind, und zudem angeblich beeinflusst durch den Unfalltod von Lady Diana, ist es vor allem ein letzter Gruß an den charismatischen Frontmann der Band. Gitarrist May und Drummer Taylor teilen sich den Gesang bei diesem pompösen Stadionrock-

Monster, das vor Pathos und Kitsch nur so trieft. Freddie Mercury hätte es sicher gemocht.

JOHN MILES – MUSIC (1976)

„Music was my first love, and it will be my last.“ Diese Zeilen kennt jedes Kind – sie stammen aus der Feder des britischen Sängers John Miles. Sein Song „Music“ geistert seit 1976 um die Welt wie ein verirrttes Raumschiff. Überall und bei jeder Gelegenheit hört man die Nummer: Im Radio, bei Top 40-Coverbands, in der Ü30-Disco, in schlechtgemachten Fernsehshows und, vor allem, im Zirkus. Für viele Leute bedeutet „Music“, dass sie schnell wegrennen müssen, um den nächsten schallsicheren Bunker zu suchen. Für John Miles bedeutet „Music“ in erster Linie etwas ganz anderes: die

Sicherung seiner Rente. 1976 war der Song bereits ein veritabler Top-Ten-Hit in einigen europäischen Ländern. Doch dank der bereits erwähnten Dauerrotation bis heute auf verschiedensten Kanälen und zu verschiedensten Anlässen dürfte Miles inzwischen steinreich sein. Nur was ist das besondere an „Music“? Ganz einfach – das Lied bietet für jeden etwas, denn streng genommen handelt es sich bei „Music“ nicht um einen Song, sondern um gleich drei vereint in einer Komposition. Es geht los wie die typische Kitschballade, zu der Miles die weltbekannten ersten Zeilen intoniert. Nach baladentypischem Crescendo und viel Getöse kommt auf einmal der Bruch: „Music“ driftet ab in eine Uptempo-Nummer mit krummem Taktmaß und Gniedel-Gitarrensolo. Und dann kommt's noch dicker. Es folgt ein Synthie-Instrumental-Part (ja, genau der Teil, der immer im Zirkus ge-



creole

globale musik aus niedersachsen & bremen

wettbewerbskonzerte: 18. & 19.02.2011

kulturzentrum pavillon hannover

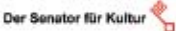
wettbewerb 2010/11

bandbewerbungen vom 01.08. bis 31.10.2010

alle infos zum wettbewerb: www.creole-weltmusik.de

Die creole – Niedersachsen & Bremen steht unter der Schirmherrschaft der Deutschen UNESCO Kommission und ist ein Projekt des Kulturzentrum Pavillon Hannover, des Kulturzentrum Schlachthof Bremen und der Hochschule für Musik und Theater Hannover.










spielt wird, wenn alle Clowns und Artisten zum großen Finale einlaufen) mit einer Hook, die so unglaublich „cheesy“ ist, dass sie selbst dem größten Süßigkeiten-Fan schwer im Magen liegen sollte.

Keine Frage, „Music“ ist eine spannende Komposition – aber auch eine verdammt anstrengende! John Miles selbst dürfte das alles egal sein. „Music“ wird mit Sicherheit seine große Liebe sein bis ans Ende seiner Tage.

EELS – THINGS THE GRANDCHILDREN SHOULD KNOW (2007)

Fataler Herzinfarkt des Vaters, Selbstmord der Schwester, Krebstod der Mutter: Mark Oliver Everett kann nun wirklich nicht behaupten, vom Schicksal verwöhnt worden zu sein. Hinzu kommen unzählige gescheiterte Beziehungen und gebrochene Herzen sowie Existenzängste aufgrund geplatzter Plattenverträge. Nun liegt die Vermutung nahe, dass Everett selbst aus diesen ganzen Dramen erhebliche Schäden davongetragen hat, aber abgesehen von seinem generell etwas kauzigen Verhalten scheint er mit seinem Leben mittlerweile doch relativ zufrieden zu sein – zumindest lassen einige eher positive Songs und Texte der letzten Jahre darauf schließen. Nach außen hin verrät ohnehin einzig sein gelegentlich auf ZZ Top-Länge gezüchteter Bart, dass der End-Vierziger nicht ganz in das Raster des typisch oberflächlichen Mode-Rockstars passt.

Seit Mitte der 90er Jahre hat Everett als Kopf der Eels neun Studioalben veröffentlicht, die zumeist von den Kritikern hochgelobt wurden, kommerziell aber nicht immer erfolgreich waren. Und obwohl sich an den nackten Zahlen nicht viel verändert haben dürfte, ist „E“, so sein Pseudonym, rein künstlerisch inzwischen unantastbar, so dass er sich um seinen Plattenvertrag (und somit seinen Lebensunterhalt) wohl keine Sorgen mehr machen muss. Das Geheimnis seiner künstlerischen Anerkennung verbirgt sich vermutlich in seinen sehr per-



sönlichen Texten – denn Everett schreckt auch nicht davor zurück, Schicksalsschläge wie den Tod seiner gesamten Familie mit einfacher, verständlicher Lyrik zu thematisieren. Im Prinzip lässt sich das gesamte Werk der Eels wie eine Biographie ihres Frontmanns lesen, inklusive einiger Höhen und viel mehr Tiefen.

Einen schriftlichen Rückblick auf sein bisheriges Leben lieferte Everett übrigens im Jahr 2007 unter dem Titel „Things The Grandchildren Should Know“, benannt nach einem Song des zwei Jahre zuvor erschienenen Doppelalbums „Blinking Lights And Other Revelations“. Darin berichtet der Erzähler über die Sonnen- und Schattenseiten des Lebens und erklärt seinen Enkelkindern einige seiner Eigenheiten. Das Stück endet mit den Zeilen „I have some regrets, but if I had to do it all again / well, it's something I'd like to do.“ Everett hat bis heute weder Kinder noch Enkelkinder.

BEN FOLDS – THE LUCKIEST (2001)

Ben Folds ist ein hoffnungsloser Romantiker. Der aus Chapel Hill in North Carolina stammende Pianist und Song-

writer zählt zu den Begnadeten seiner Zunft. Bis in die späten Neunziger war er Frontmann der nach ihm benannten Ben Folds Five (die aber tatsächlich nur ein Trio waren), seit der Jahrtausendwende ist er solo unterwegs. Neben infantilem Humor und pointierten Texten über den Wahnsinn des Alltags zählen vor allem kitschig-gefühlsselige Liebesballaden zu seiner Spezialität – hoffnungslose Romantik eben. Zu den schönsten seiner Lovesongs zählt „The Luckiest“ vom Album „Rockin' The Suburbs“ (2001). Ben Folds erzählt in diesem Lied rührseligst, dass er der glücklichste Mensch der Welt sei, seit er seine Frau kenne. Vorher habe er nicht viel auf die Reihe bekommen, und selbst wenn er Neunzig wäre und sie läge eines Tages im Sterben, dann bliebe er bis zum Ende an ihrer Seite und würde wenig später selbst das Zeitliche segnen. Und überhaupt: Man stelle sich vor, der gute Herr Folds wäre fünfzig Jahre eher geboren worden. Dann hätte er seine Frau erst im hohen Alter getroffen, während sie noch in der Blüte ihrer Jugendlichkeit stünde. Aber so wie es letztendlich kam, hat ja alles gepasst – deshalb war Ben Folds 2001, zumindest nach Aussage seines Songs, der glücklichste Glückspilz von allen.

Dumm nur: Das Glück hielt nicht mehr lange. Nur wenige Jahre später ließ er sich von seiner Frau Frally scheiden. Die Trennung verarbeitete Folds natürlich auch in einem Song, nämlich „Cologne“. Die armen Kölner kriegen also die Schuld in die Schuhe geschoben für das Drama! Übrigens: Inzwischen ist Folds zum dritten Mal verheiratet. Ob er seiner aktuellen Herzdame auch „The Luckiest“ vorsingt?

MATTHIAS HOLZ/MARC MÖLLMANN

EIN LEBEN FÜR DIE TONSPUR

Es ist früh am Abend. Noch ist es hell in der Hauptstadt, und die großen Neonlettern über den Eingangstüren können ihre volle Strahlkraft nicht entfalten. „Babylon“ steht dort geschrieben. Der Name erinnert an ein untergegangenes Reich, an eine längst vergangene Blüte. Und tatsächlich hat dieser Ort so gut wie nichts von dem, was man sich heute unter einem Kino vorstellt. Keine hausfassadengroße Leinwand, keine teure Soundanlage, ja nicht einmal eine Popcornmaschine. Außerdem riecht es seltsam hier, irgendwie muffig. Und doch ist es ist einer dieser Orte, der uns sagt: Kino ist etwas Besonderes und ist es auch immer schon gewesen.

Hier, mitten in Berlin, im Schatten der alles überragenden Volksbühne, kommen Filmliebhaber zusammen, um sich gemeinsam zu erinnern. An eine Zeit, in der die Welt noch schwarzweiß war, als Kinos noch Filmtheater hießen und das Zelluloid noch ohne Tonspur auskommen musste. Es ist die Ära des Stummfilms,



GÜNTER BUCHWALD



GÜNTER BUCHWALD IST STUMMFILMMUSIKER AUS LEIDENSCHAFT

die hier wieder zum Leben erweckt werden soll. Wenn der Kinobesucher von heute an die Filme von damals denkt, vergisst er eine Tatsache allzu gern: Wirklich stumm war der Stummfilm nie. Von Beginn an war der Musiker mit seiner Livebegleitung ein fester Bestandteil jeder Filmvorführung. Er war es, der die schweigenden Bilder auf der Leinwand mit Tönen lebendig werden ließ und so jeden Abend, ganz in der Tradition des Theaters, zu einem einzigartigen Erlebnis machte. Und hier im „Babylon“ ist er es auch heute noch.

Der beschauliche Kinosaal füllt sich zunehmend. Alles hier erinnert an ein Theater. Vom Balkon blickt man auf das Parkett, in dem immer mehr Menschen Platz nehmen, und auf eine kleine Bühne, auf der sich eine Leinwand in die Höhe reckt. Die Leute hier interessieren sich für Kunst. Das sieht man ihnen an. Kurz bevor das Licht ausgeht, betreten

zwei Männer den Raum. Unter Applaus setzt sich einer von ihnen an den Flügel, der neben der Bühne steht, der andere greift zu der Geige, die er vorher in einer der Sitzreihen abgelegt hatte.

Günter Buchwald ist einer der Musiker, die zu den „Stummfilmtagen“ in das Berliner Lichtspielhaus geladen wurden. Ein Stummfilmmusiker mit Leib und Seele und einer rekordverdächtigen Bilanz: In 32 Jahren hat der Freiburger über 2000 unterschiedliche Filme begleitet, als Pianist, auf der Violine oder als Dirigent großer Stummfilmorchester. Dieses Leben für den Film nahm eher zufällig seinen Anfang, als die Studentenbewegung in den siebziger Jahren begann, sich für die frühe Zeit des Films zu begeistern. Es entstand eine Vielzahl kommunaler Kinos – nicht-kommerzielle Filmorte, an denen Filmkunst als gesellschaftlicher Auftrag verstanden wurde. Die Stummfilm-Renaissance war eingeläutet.

Ganz nach alter Tradition sollte ein Musiker die Filme begleiten, und als Buchwald, damals noch Musikstudent, gefragt wurde, ob er einen geeigneten Pianisten kenne, schlug er sich kurzerhand einfach selbst vor. Mit Stummfilmen hatte er bis dahin zwar nichts am Hut, doch die neue Herausforderung klang für ihn äußerst verlockend: „Ich habe schon als Kind immer gern improvisiert. Ohne Noten spielen ist das, was ich gut kann“, fasst Buchwald seine Motivation zusammen, sich seinem ersten Stummfilmprojekt zu widmen. Nach der erfolgreichen Aufführung von „Der Glöckner von Notre Dame“ – noch immer einer seiner Lieblingsfilme – habe er dann einfach weitergemacht. Wie selbstverständlich. Bis heute.

Viele Tausend Aufführungen später gibt es immer noch Überraschungen. Heute steht „Der Golem“ auf dem Programm. Ein expressionistischer Film, den Schauspielerlegende Paul Wegener im Jahr 1920 drehte, und einer der Filme, die Buchwald in- und auswendig kennt. Doch selbst wenn man einen Film schon Dutzende Male begleitet hat, sind zwei

Vorfürhungen nie gleich. Denn Improvisation ist alles. An diesem Tag gibt es noch eine weitere Herausforderung: Buchwald begleitet den Film zusammen mit einem spanischen Pianisten, den er erst am Vormittag kennengelernt hat. Es scheint gut zu funktionieren. Während der Golem auf der Leinwand sein Unwesen treibt, irre Blicke ins Publikum wirft und bildgewaltig ganze Städte verwüstet, kommunizieren die beiden Musiker so, wie der Film ohne sie wäre: stumm, nur mit Blicken und leisen Gesten. „Ich schätze es sehr, mit Kollegen zusammenzuarbeiten“, erklärt Buchwald. So könne er musikalisch viel lernen und bekomme zudem neue Sichtweisen auf die Filme.

Doch wie ist das gemeinsame Musizieren organisiert? Wie entstehen die Melodien und Harmonien für eine Begleitung? Was wird vorher festgelegt und was ist improvisiert? „Absprachen während des Films gibt es nicht, der Film selbst gibt die Struktur vor“, erläutert der studierte Violinist. Was zählt ist vor allem Erfahrung, ein großes Repertoire an

Kompositionen und eine gute Kenntnis des Films. Allerdings kommt es auch vor, dass man einen Streifen vor der Vorführung nur einmal zu sehen bekommt. Für Buchwald keine besondere Sache: „Ich habe gelernt, Filme schnell zu lernen.“ Für Stummfilmmusiker eine unabdingbare Fähigkeit.

„Eigentlich sollte ich Lehrer werden.“ Doch natürlich kam es anders. Zwar unterrichtet Buchwald auch Improvisation an der Musikhochschule in Basel, doch drei Viertel seines Einkommens bezieht er aus der Arbeit mit den bewegten Bildern. Für Buchwald ein Privileg, das nur wenigen zuteil wird. Zu knapp ist das Geld bei den kleinen Lichtspielhäusern, zu sehr ist die Stummfilmszene eine Gruppierung weniger Liebhaber. „In Deutschland kann man die Stummfilmmusiker, die von ihrer Arbeit leben können, an einer Hand abzählen.“ Doch international sind die Musiker gut vernetzt. Immer wieder wird Buchwald auch ins Ausland eingeladen, immer wieder trifft er dort alte Bekannte und musiziert gemeinsam mit ihnen. Das

Reisen gehöre zu den angenehmen Dingen in seinem Leben, meint der Freiburger. Und überhaupt: Große Enttäuschungen habe er eigentlich nie erlebt.

Der Film ist aus. Draußen ist es mittlerweile dunkel und das Neonlicht schreibt nun ein völlig anderes „Babylon“ in die Nacht. Kräftig und unübersehbar. Kino funktioniert eben nur im Dunkeln. Er kam als Letzter und geht nun auch als Letzter. Ganz in schwarz steht Günter Buchwald neben der Leinwand, wie es sich für einen Musiker gehört. Doch mit dem Hemd, das ein bisschen aus der Hose hängt, und den Sandalen an den Füßen macht er unmissverständlich klar: Im Konzertsaal würde er sich nicht wohlfühlen, das Kino ist sein Zuhause. Musiker und Filmliebhaber – nur hier kann er beides sein. Ob er denn auch einfach so mal ins Kino gehe? Ganz ohne Arbeit, nur zum Vergnügen? „Ja, dann kann ich mich entspannen. Wenn die Musik gut ist.“

JOACHIM HAUPT

Sie bestimmen Melodie und Rhythmus.
... wir machen was daraus!

Blöcke / Briefpapier / Broschüren / Bücher / Displays
Flyer / Geschäftsdrucksachen / Grußkarten
Kalender / Mailings / Poster / Präsente
Visitenkarten / Werbemittel / und und und ...

Layout • Satz & Druck Michael Heiland
Lister Damm 5-7 · 30163 Hannover
Telefon 05 11 / 63 41 14 · Telefax 05 11 / 67 21 93
heiland-werbung@arcor.de





MATTHIAS HOLZ

KAUM JEMAND BLEIBT STEHEN

Wie bin ich eigentlich hier hineingeraten? Da stehe ich jetzt in Hannovers Innenstadt, meine Gitarre umgeschnallt, und singe voller Inbrunst gegen den Lärm der gegenüberliegenden Baustelle an. Ich kämpfe, aber es ist sinnlos. Meine Worte verhallen, meine Stimme bricht, meine Finger spielen nicht das, was sie sollen. Dabei hatte ich ursprünglich doch so große Träume! Träume von einem mit lauter Kleingeld gefüllten Gitarrenkoffer, Träume von Menschenmassen, die mir zujubeln. Stattdessen aber bleibt kaum jemand stehen, und Kleingeld höre ich auch nicht klimpern.

Es ist eine ewige Hass-Liebe: Straßenmusiker gehören zu einem Sommer-Shopping-Tag definitiv dazu, können aber auch schnell zum Nervfaktor werden, wenn wir unseren Latte Macchiato zu der vierten Version von Mozarts „Rondo alla Turca“ trinken müssen. Früher war es das Größte, den Musikern Geld in die Becher, Koffer oder Hüte zu schmeißen – heute müssen die Darbietungen schon sensationell sein, damit ich mein Kleingeld aus der Tasche krame.

Redaktionssitzung im April. In meinem spätjugendlichen Leichtsinne schlage ich vor, mal einen Tag als Straßenmusiker zu verbringen. Wie ich auf diese Idee kam, weiß ich auch nicht mehr so genau, aber auf einmal höre ich „Gekauft!“, und mein Schicksal ist besiegelt. Dabei gibt es doch eigentlich genug Gründe, die gegen einen Straßenauftritt in Hannover sprechen. Nehmen wir nur das alte Vorurteil, dass die Einwohner der niedersächsischen Landeshauptstadt eher etwas unterkühlt sind: Gerade für einen Straßenmusiker, der auf die Nächstenliebe der Passanten angewiesen ist, ist eine solche Perspektive aufs Leben doch pures Gift!

Auch wenn die Zeiten, in denen man sich seinen „Klassikern“ hemmungslos hingeben durfte, der Vergangenheit angehören, freue ich mich doch immer noch heimlich, wenn ich plötzlich eine meiner Lieblingsmelodien höre. In der Redaktionssitzung sah ich dann meine Chance: Nun konnte ich auf der Straße stehenbleiben, mich ganz den noch so triefenden Melodien hingeben – meine eigene journalistische Mission konnte beginnen.

Der Vorteil eines solchen Selbstversuchs liegt auf der Hand: Ich kann frei wählen, wann ich ihn wie und wo unternehme. Das hat natürlich den Haken, dass man genug Ausreden findet, den unausweichlichen Tag immer weiter vor sich her zu schieben. Gerade der Sommer 2010 bietet mit der Fußball-WM und den abwechselnd viel zu hohen bzw. viel zu niedrigen Temperaturen genügend Möglichkeiten. Die Gitarre darf in dieser Zeit zwar regelmäßig einige Zupf-Einheiten genießen, ernsthaftes Proben geht aber anders. Und überhaupt, bevor ich mit dem Proben anfangen kann, müsste ich ja erst einmal wissen, was ich spielen will.

Je nach Tagesform bin ich empfänglich für ganz unterschiedliche Stücke. Ob nun Vivaldis „Sommer“ als rockige Variante auf der Gitarre, Simon and Garfunkel auf der Querflöte oder der Klassiker „Somewhere over the rainbow“ auf Gläsern – das Repertoire scheint begrenzt, die Aufführungspraktiken jedoch sind grenzenlos.

Ich war nie jemand, der am Lagerfeuer irgendwelche „Klassiker“ zum Besten gegeben hat. Aber welcher handelsübliche Innenstadt-Besucher kennt Künstler wie Frank Turner, The Gaslight Anthem

ALS STRASSEN- MUSIKER UNTERWEGS – EIN SELBSTVERSUCH AUS ZWEI PERSPEKTIVEN

Wie ist das, wenn man einen Tag als Straßenmusiker verbringt? Wie wirken Straßenmusiker auf unschuldige Passanten? Zwei „Saitensprung“-Redakteure haben es ausprobiert:

Matthias Holz stellte sich mit seiner Gitarre dem Publikum an Hannovers Kröpcke, in der Altstadt und auf der Lister Meile.

Antonia Klöpf (kursiv) mischte sich irgendwo in der Stadt unter die Zuhörer und ließ ihren Gedanken freien Lauf.

Das Ergebnis ist ein Protokoll für zwei Stimmen und Alltagsorchester.

oder Bright Eyes? Dennoch werde ich neben zwei eigenen Stücken jeweils einen Song von ihnen spielen – und dann meine Setlist eben mit The Killers („Human“), Ben E. King („Stand by me“) und der in Hannover unausweichlichen Lena („Satellite“) anreichern. Zwar sind das bis auf eine Ausnahme ebenfalls keine Klassiker, doch sollten diese Songs wenigstens bekannt sein.

Erfrischend ist es dennoch, wenn auch einmal etwas anderes an die Ohren dringt. Viel zu selten werden wirklich gute Songs gespielt, die eben nicht bei X-Factor, DSDS und Popstars zu hören sind. Was ist mit den Eels, Hindi Zahra oder meinetwegen auch Soku? Fakt ist, dass Lena Meyer-Landrut out ist und mir mit „Satellite“ sogar die Lust zum Shoppen geraubt wird. Schade, wirklich. Ideal wäre es, wenn man sich je nach Stimmungslage Songs wünschen könnte, aber das Repertoire ist bei den meisten Musikern schnell erschöpft. Nur auf meine Lieblingsgruppe aus Hannovers Innenstadt ist in puncto Repertoire Verlass: Die drei ungarischen Männer mit Klarinette, Akkordeon und Gitarre spielen Folklore vom Feinsten und scheinen jedes schmissige Volkslied ihrer Heimat in den Fingern zu haben. Virtuoso und erfrischend anders.

Acht Stücke habe ich also am Ende zusammen, was gleich zwei Vorteile hat: Erstens muss ich nicht so viel üben, zweitens erfülle ich damit auch gleich die Vorgaben des Ordnungsamts Hannover. Das schreibt Straßenmusikern nämlich vor, dass sie nach einer halben Stunde Spielzeit den Standort zu wechseln haben. Wer sich an diese sowie acht weitere Spielregeln hält, benötigt ansonsten keine gesonderte Genehmigung dafür, seine Mitmenschen zu beschallen. Ob das immer bürgernah ist, sei mal dahingestellt. Schließlich habe ich mir oft genug selbst gewünscht, zahlreichen vollkommen atonal spielenden Möchtegern-Dylans ihre Gitarre über das filzige Haupt zu ziehen. Jetzt hingegen habe ich ein wenig Angst vor eventuellen Wutausbrüchen meiner unfreiwilligen Zuhörer.

Und wo man sie nicht alle antrifft! Aus Städten wie Berlin und Hamburg ist man es gewohnt, in der Bahn dauerbeschallt zu werden. In Hannover hingegen müssen sie sich in der überschaubaren Innenstadt um die Plätze im Rotationsverfahren kümmern – was zu einer enormen Dichte an Musik führt. Mein heimlicher Favorit ist übrigens „Frankie“. Ich nenne ihn so, weil er immer „My way“ von Frank Sinatra spielt – und das direkt vor meinem Fenster. Anfänglich war ich hin und weg von dem, was mir da entgegenklang, wenn ich morgens das Fenster öffnete. Einige Wochen später war ich froh, dass Hannovers Regeln so streng sind und Frankie nach 30 Minuten seine Klarinette samt iPod und Boxen wieder einpacken musste.

Drei Auftrittsorte habe ich mir überlegt: in der Nähe der Kröpcke-Uhr, in der Altstadt sowie auf der Lister Meile. Je nachdem wie es anschließend um eine Stimme bestellt ist, werde ich mir vielleicht noch weitere Bühnen suchen. Ich kann nicht so recht abschätzen, wie gut das alles klappen wird, denn bisher habe ich in meinem Leben ganze zwei Mal vor Publikum gespielt – diverse Lagerfeuer-Auftritte nicht mitgezählt. Allerdings macht sich am Abend vor dem großen Tag so etwas wie Zuversicht breit: Die Generalprobe in der WG klappt problemlos, so dass ich sogar noch eine Zugabe vorbereite. Ja, ich bin bereit!

Uns Zuschauer interessiert aber ja eigentlich viel mehr an den Straßenmusikern: Wo kommen sie her, wo gehen sie hin? Warum wird man Straßenmusiker? Als Kind war das alles noch viel spannender, wenn die Panflötenspieler in ihrer traditionellen Tracht vor einem standen. Doch auch jetzt interessieren einen die Einzelschicksale noch sehr. Wo üben die Musiker eigentlich? Auch wenn man einmal kurz mit ihnen ins Gespräch kommt oder kleine Schilder neben dem Geigenkasten über die lettische Herkunft informieren – das Wunderbarste an den Straßenmusikern bleibt ja doch das Geheimnis um ihre Persönlichkeit.

Am großen Tag selbst macht sich dann Ernüchterung breit. Der Himmel ist grau, dicke Regentropfen klopfen an mein Fenster, und die Wetteraussichten lassen nicht auf Besserung hoffen. Verhindern nun also höhere Mächte meinen Auftritt, nachdem ich mich endlich dazu durchgerungen habe? Ich warte, spiele noch mal ein paar Songs, träume von einem viel umjubelten Auftritt. Und tatsächlich lohnt sich die Geduld: Gegen Mittag bricht die Wolkendecke auf! Schnell packe ich meinen Kram zusammen, beordere meinen Fotografen zum Treffpunkt und mache mich frohen Mutes auf den Weg. Auch wenn mir die Vorstellung etwas seltsam erscheint, dass die ganze Zeit jemand um mich herumläuft und knipst – das habe ich nun wirklich bei noch keinem Straßenmusiker gesehen...

In der Schulzeit bin ich noch mit meiner Freundin durch die Kneipen meiner Heimatstadt gezogen und habe Brahms' „Ungarische Tänze“ und Montis „Czardas“ gespielt, was uns viel Beifall und noch mehr Geld einbrachte, aber diesen Mumm habe ich nicht mehr in den Knochen. Vielleicht habe ich ja eines Tages eine Idee, wie ich die Menschen durch eine musikalische Aktion beeindrucken kann. Aber eigentlich bin ich auch einfach gerne Zuschauer – so lässt es sich doch am schönsten lästern!

Schnell muss ich feststellen, dass meine Ortswahl eine Katastrophe ist. Nicht nur der Baulärm zermüht mich, sondern auch der Durchgangsverkehr. Kaum jemand bleibt stehen, und selbst wenn es so wäre: Mein Auftritt ist furcht-

bar. Anfangs geht es zwar noch, aber mit fortschreitender Dauer verspiele ich mich, verfehle jeden dritten Ton, breche sogar einfach mal inmitten eines Songs ab. Auch „Satellite“ kann mein Publikum nicht begeistern. Nach einer ewig langen halben Stunde ist der Spuk vorbei – und meine Stimme weg. Rau und kratzig hat sie sich ganz tief in meinem Körper versteckt, selbst Flüstern ist eine Qual. An weitere Auftritte ist nicht zu denken, ganz davon abgesehen, dass meine Motivation nicht gerade besser geworden ist. Am Ende liegt ein ganzer Euro in meinem Koffer, außerdem nehme ich noch ein paar amüsierte sowie genervte Blicke mit nach Hause. So romantisch ist das gar nicht, das Straßenmusiker-Dasein.

MATTHIAS HOLZ/ANTONIA KLÖPF



Jetzt bestellen!
 Das HAZ-Studentenabo:
 nur 19,90 Euro monatlich
www.haz.de/studiplus

Dein Plus:
 Als Dankeschön erhältst Du
 einen Gutschein im Wert von 30 Euro!





StadiPlus: Schlaue Köpfe lesen HAZ

Studentenfutter für den Kopf!

www.haz.de/studiplus



PLATTEN- KRITIK

Diese Seiten sind Hannovers lebendiger und vielseitiger Musikszene gewidmet. In jeder Ausgabe stellen wir aktuelle und spannende Veröffentlichungen von Bands und Künstlern aus der Region vor. Stilistische Grenzen setzen wir uns dabei nicht – ob Rock, Hip-hop oder Klassik. Unser Credo lautet: Ehrlich loben und konstruktiv kritisieren.



BIG TUNE – MELODINNER

Wenn der Hip-hop-Gourmet Hannover hört, schnalzt er nicht gerade mit der Zunge. Um das zu ändern, servieren Big Tune zum „Melodinner“ unglaubliche 18 Gänge. Abwechslungsreich werden die Gehörgänge verwöhnt, mit einem Partysound in „C'est la Vie“, mit einem kriminal-ironischen „Verfolgt & Verhört“ und natürlich auch einer Abrechnung mit der Heimat, namentlich „Hassliebe“. Die Rapper aus Hannover erzählen allerlei Geschichten aus ihrem Alltag, gerappt auf lyrisch hohem Niveau. Gerade Songs wie „Reisefieber“ oder „Schlaf gut“ besitzen eine enorme Texttiefe. Zum Knalleralbum fehlt es am Ende aber doch etwas an Leidenschaft. Darum kann man sich an diesem „Melodinner“ nicht den Magen verderben, vielmehr könnte es etwas mehr Pfeffer und Salz vertragen.

Label: Hannover Robust
Mehr davon: www.myspace.com/diefoederation

BIRK GRÜLING

FIBRE – VIEWING SOULSATELLITES

Angefangen hat es mit Fibre bereits vor drei Jahren – in einer Gartenlaube eines Vororts von Hannover. Später sind die vier Jungs dann zum Proben in einen feuchten Bunker umgezogen (ein Fortschritt?). Dieses Jahr haben sie nun endlich ihr Debütalbum veröffentlicht (ein Fortschritt!). Darauf sind zehn Indierocksongs zu finden, die sich hören lassen

können. Allesamt bieten sie starke und abwechslungsreiche Schlagzeugrhythmen, gut arrangierte Gitarrenparts und eine eigene Note. Dynamische Melodien machen die Stücke größtenteils tanzbar (allen voran „All The Sweet“). Aufgenommen haben Fibre das Album „Viewing Soulsatellites“ übrigens in Eigenregie im hannoverschen „Institut für Wohlklangforschung“. Und ja: Es ist ein Wohlklang. Zumindest für die Ohren von Indiemusikliebhabern.

Label: Eigenveröffentlichung
Mehr davon: www.myspace.com/thisisfibre

CLAUDIA HAMBURGER

THE HIGH QUEENS – THE URBAN SONGBOOK

Warum singen deutsche Bands eigentlich so oft auf Englisch, auch wenn sie die Sprache nur rudimentär beherrschen? Und warum versuchen Künstler aus hiesigen Gefilden allzu oft, so zu klingen, wie es der aktuelle anglo-amerikanische Trend vorgibt? Schließlich bleiben sie ja doch nur eine fade Kopie der Originale. The High Queens bilden eine Ausnahme dieser Regel. Beim ersten Hören von „The Urban Songbook“ könnte man meinen, eine neue Platte von Death Cab For Cutie läge im Player. Das Album klingt nach weiter Welt, nach Indie-Pop aus Montreal oder New York. Das Kunststück, das die High Queens vollbringen, liegt dabei in der Selbstverständlichkeit ihres Sounds. „The Urban Songbook“ hört man seine hannoversche Herkunft nicht an – ohne dass man das Gefühl hat, es versucht selbige bewusst zu vertuschen. Eine wahrlich reife Leistung!

Label: High Time Recordings
Mehr davon: www.thehighqueens.com

MARC MÖLLMANN

KJU: – NEON LIGHTS CARVE SHADOW

Die Songs auf der Platte „Neon Lights Carve Shadow“ erzählen allesamt vom

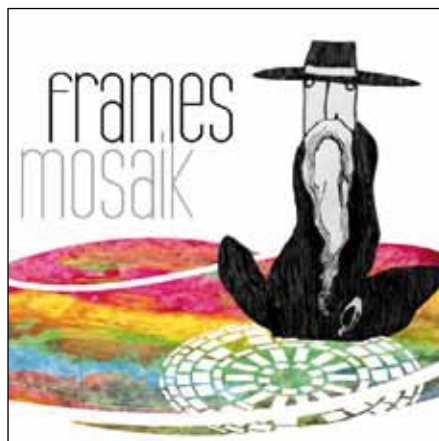
Nachtleben in einer Großstadt, von verschiedenen Episoden und Gedanken – wobei es nicht um irgendwelche exzessive Abende gehen muss. Diese Art Konzeptalbum ist bereits die vierte Platte der Band kju., die sich 1999 in Hannover gründete. Hannover scheint allerdings nicht die Inspirationsquelle gewesen zu sein. Die Idee, alle Songs mit einem Thema zu verbinden, kam Sänger und Gitarrist Tobias Hartwig nämlich, als er gerade in eine neue Stadt umgezogen war. Die schnellen Nummern des Albums erinnern sehr an Billy Talent. Da sind diese Gitarrenriffs im Opener, diese nach vorne drängenden Drums und vor allem die Stimme von Hartwig, oft kratzig und relativ hoch. Gerade bei „A Motorway Escape“, „The Art Of Gracious Living“ oder „Nights Out“ ist die Ähnlichkeit zu der Rockgröße aus Kanada nicht zu leugnen. Abwechslungsreich wird das Album durch die etwas ruhigeren Stücke, wie zum Beispiel „An Opposite Emergency“ oder auch „The Only Saviour“, das die Platte gefühlvoll ausklingen lässt. Denn dort merkt man, dass die fünf Musiker auch anders können, ihnen die Alternative-Rock-Schublade längst nicht ausreicht. Insgesamt ganz nett, aber alles irgendwie schon einmal da gewesen.

Label: Swell Creek
Mehr davon: www.kju-music.de

CLAUDIA HAMBURGER

REEBOSOUND – THIS IS REEBOSOUND

Sven Missulis, der kreative Kopf hinter Reebosound, erinnert optisch an Kurt Cobain: Gleiche Frisur, gleicher Bart, ähnlicher Kleidungsstil. Auch in seiner Musik lassen sich Parallelen zum Anti-Helden aus Seattle heraushören. Dreckiger Gesang, verzerrte Knarzgitarren – keine Frage, Missulis hat in seiner Jugend viel Grunge gehört. Kein Wunder also, dass sein Album ziemlich an die „Good Old 90s“ erinnert. Deshalb bietet „This is Reebosound“ zwar keine musikalische Feinkost, keine virtuellen Gitarrensolis oder gesangliche Großtaten von Missulis, dafür aber einen Haufen



ordentlicher bis guter Alternative-Rock-songs. Ein bisschen angestaubt zwar im Sound, aber mit dem Herz auf dem rechten Fleck.

Label: State Of The Art Records
Mehr davon: www.reebosound.de

MARC MÖLLMANN

FRAMES – MOSAIK

Es ist erstaunlich: Diese instrumentale Musik, die zart wie ein Schmetterling in einer Brise aus verspielten, atmosphärischen Passagen aus den Boxen schwebt, würde sich eigentlich prima zum Abschalten und Träumen eignen. Für das harmonische Eintauchen in eine Welt aus Klängen ist „Mosaik“, das Debüt der hannoverschen Frames, geradezu prädestiniert, und doch macht mich die Musik auf Dauer nervös. Ein Gefühl, das sich zwischenzeitlich mal legt, dann wieder stärker wird. Das liegt an der Abstinenz eines Sängers, auf dessen Einsatz man immer mal wieder intuitiv, jedoch vergebens wartet und der in manch einem Moment das Album aufgewertet hätte. Dennoch ist auch ohne einen Fronter die Musik nicht nur technisch überaus anspruchsvoll, sondern die meiste Zeit beschwerdefrei genießbar.

Label: SPV/Steamhammer
Mehr davon: www.myspace.com/framesband

DORIAN GORR

DIARY ABOUT MY NIGHTMARE – FORBIDDEN ANGER

Dass die Braunschweiger Diary About My Nightmare bei einem schwedischen Label landen konnten, ist zwar zu weiten Teilen, aber nicht nur der Sängerin der Band geschuldet. Antonie Mrusek lockt einen auf den Promobildern mit ihrem Lächeln und den blonden Haaren leicht auf eine falsche Fährte. Man muss sich anschließend schon zweimal vergewissern, dass es tatsächlich diese junge Frau ist, die derartige Töne aus ihren Lungenflügeln presst. Zu extrem, zu tief, zu heiser kreischend wirkt der Gesang auf „Forbidden Anger“. Das Album überzeugt durch viel Härte. Das Rad des melodischen Death Metals erfindet die Band damit sicher nicht neu. Ein Hingucker ist die Truppe dennoch – zumindest kurzfristig. Und das nicht nur, weil an vorderster Front eine Frau herumschreit.

Label: Unexploded Records
Mehr davon: www.myspace.com/damnmetal

DORIAN GORR

Ihr wollt eure CD im „Saitensprung“ rezensieren lassen?

Dann schickt eure Platte und dazugehöriges Informationsmaterial an:

Redaktion „Saitensprung“
Institut für Journalistik und Kommunikationsforschung
Gunter Reus
Expo Plaza 12
30539 Hannover

NEULICH IN DER OPER...



ROCK HARD-FESTIVAL GELSENKIRCHEN



HEAVY-METAL-SUCHT

Kann Musik so sehr mit dem Alltag verschmelzen, dass sie zur Sucht wird?

Dass man eine Abhängigkeit verspürt, die man sonst nur von Betäubungsmitteln, Tabak oder Alkohol kennt?

Laut einem schwedischen Gerichtsurteil ist das möglich. Roger Tullgren, 45-jähriger Heavy-Metal-Fan aus Südschweden, ist der vermutlich erste Mensch, dem von einem Psychologen eine Musiksucht attestiert wurde. Da ihn diese bei der Ausübung eines Berufs eingeschränkt habe, erhielt er über Jahre eine Erwerbsminderungsrente vom Staat ausbezahlt.



SÜCHTIG NACH HARTEM STOFF

**ROGER TULLGREN
BEZOG VOM
SCHWEDISCHEN
STAAT EINE
„HEAVY-METAL-RENTE“**

Die Nägel sind schwarz lackiert. Um das rechte Handgelenk sind unzählige Bändchen gebunden, die in den verschiedensten Farben dokumentieren, auf welchen Musikfestivals ihr Besitzer schon gewesen ist. An allen zehn Fingern glitzern Silber- und Goldringe. Es sind überwiegend große, in das Metall eingearbeitete Totenköpfe, die einen von den Händen aus anstarren. Keine Frage, Roger Tullgren fällt auf. Seine langen, schwarzen Haare, in die rote Strähnen eingefärbt sind, wehen ihm über die breiten Schultern. Seine Jeansweste ist übersät mit Aufnähern von Bandlogos. Roger Tullgren ist ein Heavy-Metal-Fan. Doch nicht nur irgendein Fan. Er ist der erste, der laut einem offiziellen psychologischen Urteil süchtig nach Heavy Metal ist.

DIE LIEBE SEINES LEBENS

Seit über vierzig Jahren hört Roger Heavy Metal. Gerade einmal sechs Jahre

war er alt, als sein Bruder ihm beim Babysitten das erste Album von Black Sabbath vorspielte. „Ich erinnere mich da noch so intensiv dran, als sei das erst gestern gewesen. Er spielte mir ‚Black Sabbath‘ von Black Sabbath vor, und ich saß dort wie gebannt. So etwas hatte ich noch nie gehört. Bei meiner Mutter liefen sonst nur ABBA und die Beatles. Was ich auf dieser Vinylplatte hörte, war total anders. In dem Moment wurde ich süchtig nach dieser Musik“, ist er sich sicher. Was er selbst schon 1971 herausfand, bescheinigte ihm 2007 auch ein schwedisches Gericht und gewährte ihm dadurch Bezug einer Erwerbsminderungsrente. Dem Urteil vorausgegangen war die Diagnose eines Psychologen, der dem damals 42-Jährigen attestierte, bei der Suche und Ausübung einer Arbeit durch seinen Musikgeschmack eingeschränkt zu sein, sodass der Staat helfend einschreiten müsse.

Schon Jahre vorher lebte Tullgren von der Sozialhilfe. Mehrere Jobs gab er nach



seiner Ausbildung als Koch auf, weil diese sich nicht mit dem von ihm gewählten Lebensstil vereinbaren ließen. Er weigerte sich stets, sein Erscheinungsbild während der Arbeitszeit anzupassen, hörte bei der Arbeit Musik und ging auf bis zu 300 Konzerte pro Jahr, was vermehrt zu Arbeitsausfällen führte. Das Gutachten kam schließlich zu dem Schluss, dass es sich bei diesem Verhalten um eine sozialmedizinische Behinderung handele. „Ich war damals selbst verblüfft von dem Urteil“, gibt Roger zu, der nun 25 Prozent seines Einkommens vom Staat bezog, während er als Küchenhilfe in einem Restaurant arbeitete.

In seiner Stimme schwingt eine Menge Stolz mit, wenn er von den Untersuchungen und dem Urteil des Psychologen erzählt. Als ihm das Attest für das Gericht ausgehändigt wurde, habe seine erste Frage gelautet, ob er eine zweite Kopie bekommen könne. Die hängt heute über seinem Bett. „Für mich war dieses Urteil das Paradies. Ich liebe diese Musik, und das wurde mir nun auch offiziell bescheinigt“, so Roger mit einem fröhlichen

Grinsen. So positiv wie er betrachtet das allerdings nicht jeder. Zwar berichtet Roger von unzähligen Heavy-Metal-Fans, die ihm daraufhin Fanpost schickten, doch es meldeten sich auch viele kritische Stimmen.

Die Argumentation der Kritiker ist dabei ebenso schlüssig wie rational. Der Konsum von Musik, so exzessiv er auch sein mag, zählt für die meisten als Hobby. Kritiker befürchten: Ein Urteil wie das im Falle des Roger Tullgren öffne nun Tür und Tor für weitere Menschen, die behaupten, abhängig von ihrer Freizeitbeschäftigung zu sein. Erschwerend kommt für viele hinzu, dass Roger durch das Urteil in seinem Verhalten bestärkt werde. Eine Therapie oder ein Entzug, wie man sie bei anderen Abhängigkeiten ärztlich anordnet, blieb bei ihm aus. „Es wurde damals über einen Entzug nachgedacht. Aber dazu kam es nie, weil der Fall so selten ist, dass es dafür kein Entzugskonzept gibt“, so Roger. Doch ohnehin komme ein freiwilliger Heavy-Metal-Entzug für ihn nicht in Frage. Er brauche diese Musik rund um die Uhr. „Ich bin süchtig danach. Ich kann keine andere Musik hören. Wenn ich auf Partys bin und es läuft etwas anderes, dann höre ich entweder Musik auf meinem MP3-Player, oder ich fahre nach Hause.“ Selbst im Schlaf brauche er Heavy Metal. Ein neben seinem Bett aufgebauter CD-Spieler versorge ihn die ganze Nacht hindurch mit den harten Klängen. „Ohne Musik habe ich Probleme einzuschlafen und schlafe unruhig“, begründet Roger sein ungewöhnliches Verhalten.

IN DEUTSCHLAND NICHT MÖGLICH

Dass das Urteil in Schweden gefällt wurde, verwundert nicht. Das Land ist bekannt für seine liberale Rechtsprechung, die schon einige andere Skurrilitäten zutage brachte. In einem anderen Land sei ein solcher Fall nicht denkbar, ist sich auch Roger Tullgren sicher. „Mich rief eines Tages der norwegische Premierminister an. Er erklärte mich für verrückt und sagte mir, dass so etwas in Norwegen niemals möglich wäre“, erzählt Roger. Und auch in Deutschland scheint

„MÖTLEY CRÜE FÄNGT GLEICH AN“

Wacken Open Air, im Juli. Größtes Heavy-Metal-Festival der Welt. Ich brauche ein paar Sekunden, ehe mir klar wird, dass gerade Roger Tullgren an mir vorbeigegangen ist. Seine Jeanskutte ist übersät mit Rissen und Löchern, mitleiderregende fransige Fetzen hängen herunter. Ich wusste seit unserem Interview, dass er mit einer Reisegruppe hier sein würde. Doch ich hatte nicht damit gerechnet, ihm bei rund 80.000 Fans tatsächlich über den Weg zu laufen. „Roger?“, rufe ich dem hünenhaften Körper hinterher. Er dreht sich um. Sein Gehör funktioniert also noch. Er erinnert sich an das Interview, bedankt sich und drückt mir einen Bierbecher in die Hand. Mein Eindruck bestätigt sich: ein einfacher Kerl, der sich nicht viel Gedanken macht – es sei denn, es geht um Heavy Metal. Aber gut gelaunt und sehr nett. Vor zwei Jahren habe er keine Karte für das Festival gehabt und sei trotzdem reingekommen, weil die Security-Kräfte ihn erkannt hätten, prahlt er grinsend. Sonderbehandlung eben. „Ich weiß, wo wir noch ein Bier bekommen können.“ Er zieht mich zum VIP-Campingplatz, wo uns gleich mehrere angetrunkene Fans auf ein frisches Pils einladen. Roger trinkt zügig, während er darüber philosophiert, dass das neue Album von Ozzy Osbourne stärker sei als alle bisherigen. Irgendwann wird er unruhig. „Mötley Crüe fängt gleich an“, sagt er nach einem Blick auf seine Handyuhr. Gemeinsam gehen wir zurück zur Bühne. Roger redet noch immer über Ozzy Osbourne. Selbst als das Konzert anfängt und die Menge um uns herum auf- und abhüpft. Irgendwann verliere ich ihn dann aus den Augen.

DG

ein solches Urteil unmöglich. Denn hierzulande gilt Musik nicht als Stoff, der eine Abhängigkeit bedingt. Deutschland hält sich an die von der Weltgesundheitsorganisation 1957 herausgegebene Definition. Demnach sei eine Abhängigkeit immer auch von einer Intoxikation begleitet. Als ein Stoff, der eine solche Vergiftung herbeiführt, zählt Musik jedoch nicht. „Es handelt sich dabei um eine Störung der Selbstkontrolle. In Bezug auf Musik haben wir damit noch nie zu tun gehabt, aber es wird derzeit viel über pathologisches Glücksspiel diskutiert, das vielleicht nach einem ähnlichen Muster funktioniert. Bisher gibt es jedoch unter den Experten bei diesen Erkrankungen keinen Konsens darüber, wie man damit verfahren soll“, so Christa Merfert-Diete, Referentin für Öffentlichkeitsarbeit und Prävention bei der Deutschen Hauptstelle für Suchtfragen (DHS). Im Falle der Mu-

sik liege keine medizinische Grundlage vor, und entsprechend sei keine Rehabilitationsmaßnahme möglich.

Zu einem ähnlichen Schluss kommt auch Renate Thiemann, Pressereferentin beim Deutsche Rentenversicherung Bund (DRV). In Deutschland sei eine Erwerbsunfähigkeitsrente in einem Falle wie dem von Roger Tullgren nicht denkbar. „Eine Musiksucht ist nach dem derzeit gültigen Klassifikationsschema keine anerkannte Diagnose. Musik wird von den bei uns zuständigen Ärzten nicht als Suchtmittel anerkannt. Deswegen sind staatliche Zuschüsse nicht möglich. Grundsätzlich wäre es aber vorstellbar, dass sich hinter einem musiksüchtigen Verhalten eine psychische Erkrankung verbirgt, die Leistungen von Sozialversicherungsträgern nach sich ziehen könnte“, erklärt Thiemann. Dabei würde es sich vorrangig

um Leistungen der Krankenversicherung handeln. Allerdings müsse in einem solchen Fall der Betroffene auch bereit sein, sich behandeln zu lassen, um eine Veränderung seines Verhaltens anzustreben. „Offensichtlich handelt es sich bei dem Fall von Roger Tullgren aber nicht um eine Krankheit mit Leidensdruck, sondern eher um persönliche Vorlieben und einen Lebensstil“, vermutet Thiemann.

LEIDENSCHAFT STATT LEIDENSDRUCK

Mit ihrer Vermutung hat Renate Thiemann Recht. Zumindest gewinnt man diesen Eindruck, wenn man sich mit Roger Tullgren unterhält. Der 1,90 Meter große Schwede zelebriert sein Dasein als Heavy-Metal-Fan mit jeder Faser seines tätowierten Körpers. Von Leidensdruck keine Spur. Ganz im Gegenteil: Roger genießt seine Sonderbehandlung durch andere Heavy-Metal-Fans. Zwar gibt es auch unter den Anhängern der harten Klänge viele Kritiker, doch hat sich Tullgren durch die Suchtdiagnose zu einer Kultfigur für viele, vor allem schwedische Heavy-Metal-Fans, verwandelt. Aus diesem Status schlägt er mittlerweile sogar Kapital und erschuf sich seinen „absoluten Traumjob“: Nachdem das Restaurant, in dem er als Küchenhilfe angestellt war, zugemacht hatte, fing er an, Festivalreisen zu veranstalten. „Ich organisiere große Trips mit anderen Heavy-Metal-Fans zu Konzerten und Festivals. Ich plane alles, kümmere mich um die Formalitäten, lege auf der Hin- und Rückfahrt Musik auf und mache mit den Leuten vor Ort viel Party“, erklärt Roger seine neue Berufung. Viel Geld verdiene man damit zwar nicht, aber es komme so viel herum, dass er seit Anfang des Jahres nicht mehr auf das Geld des Staates angewiesen sei. „Ich schaue jetzt erstmal, wie das diesen Sommer läuft, und sehe mich dann nach weiteren Jobs um. Ich habe ja auch drei Kinder. Meine Freundin arbeitet als Köchin, sodass genug Geld da ist. Notfalls würde ich aber auch wieder auf die staatliche Unterstützung zurückgreifen, wenn ich dafür meinen Traum weiterleben kann.“

DORIAN GORR



„DER BAUM MUSS JETZT BRENNEN!“

18:30 Uhr. Die Generalprobe beginnt. In Kutten gekleidete Menschen gehen links und rechts an den Sitzbänken vorbei und stellen sich auf. Die Scheinwerfer gehen an, der Chor beginnt zu singen. „Halt! Stopp! So geht das nicht!“ Abrupt endet die Musik, und ein Mann in der Mitte der riesigen Kirche spricht ärgerlich in ein Mikrofon. „Ihr singt so, als ob ihr beim Zirkus arbeitet oder auf einem Jahrmarkt, und die Aufstellung gefällt mir so auch nicht!“ Noch stehen die Sängerinnen und Sänger am Anfang der Generalprobe für das Musical „Children of Eden“, und kaum einer stört sich daran, dass die wichtigste Probe schon nach ungefähr 45 Sekunden beendet wird. Auch wenn dies bedeutet, dass die gut fünfzig Chorsängerinnen und -sänger wieder alle zurück in den Backstagebereich müssen. Wenn man den Raum neben der Bühne in einer Kirche überhaupt so nennen kann. „Bitte Ruhe! Alles auf Anfang. Wir fangen nochmal an!“

Die nach oben ansteigende Bühne befindet sich im hinteren Teil des Kirchenschiffs, der Betrachter hat den Altar in seinem Rücken. Zwischen den Säulen des mächtigen Gotteshauses sind große metallene Stahlträger angebracht, an denen Scheinwerfer zur Beleuchtung der Bühne befestigt sind. Nicht weit vom Altar steht ein großes Mischpult, mit vielen Reglern und Bildschirmen für Licht und Ton. Auch wenn die technischen Einrichtungen zunächst wie Fremdkörper in den heiligen Hallen wirken, so verschmelzen sie doch nach und nach zu einer Einheit. „Ich finde das Gesamtbild sehr harmonisch. Es ist nicht so, dass man reinkommt und das Gefühl hat, dass ein Fremdkörper auf die



Was passiert, wenn man ein Musical nicht in einem Theater, sondern in einer Kirche aufführen will? Was passiert, wenn diese Kirche auch noch Weltkulturerbe ist? „Saitensprung“ hat die Generalprobe für das Musical „Children of Eden“ in St. Michaelis in Hildesheim besucht und hinter die Kulissen der Produktion geschaut.



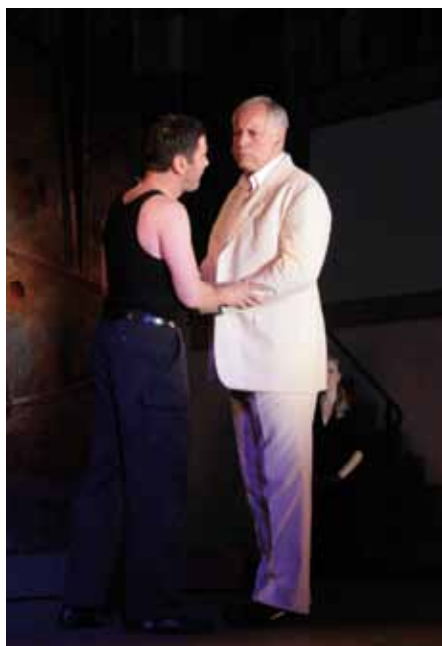
Kirche einwirkt“, so Steffen Lebjedzinski, Ausstattungsleiter des Theaters für Niedersachsen (TfN). Der Aufführungsort sei aber auf jeden Fall eine große Herausforderung für alle Beteiligten gewesen. Das Bühnenbild musste so integriert werden, dass der Raum an sich nicht gestört wird. „Eine Kirche ist nicht dafür gedacht, dort Theater zu spielen, und die Technik und die Metallgerüste sind normalerweise natürlich auch nicht für die Kirche bestimmt.“

Das Musical stammt aus der Feder von Stephan Schwartz, der in den 90er Jahren sowohl die englischen Texte schrieb, als auch die Musik komponierte. Musikalisch lässt sich sein Werk nur schwer einordnen. So gibt es große Chorsätze wie in einer Sinfonie, dann Passagen mit Gospelgesang und schließlich sogar rockige Nummern. Ursprünglich für eine zwölköpfige Band gedacht, musste die Partitur nun für großes Orchester um-

geschrieben werden. Für die Musicalproduktion in Hildesheim wurden die Orchestrierung und die deutsche Übersetzung des Textes vom Direktor der MusicalCompany, Christian Gundlach, übernommen. Gerade das Textverständnis ist ungeheuer wichtig, denn obwohl das Musical „Children of Eden“ kaum jemandem ein Begriff sein dürfte, so ist doch zumindest die Geschichte jedem bekannt: Es ist die Geschichte der Schöpfung, die Geschichte von Adam und Eva, die Geschichte von Kain und Abel. Einen besseren Rahmen als eine Kirche und noch dazu einen der schönsten Sakralbauten des Mittelalters, der zum Weltkulturerbe der Unesco erklärt wurde, kann es dafür wohl kaum geben.

„Schläfst du oder was?“, tönt es durch das Mikrofon. „Warum brennt der Baum nicht? Der Baum muss jetzt brennen!“ Links neben dem wütenden Regisseur Craig Simmons schreibt Regieassistentin Anja Telloke alles emsig auf,

was zu beanstanden ist. Nichts dürfe ihr entgehen, das sei wichtig für die Nachbearbeitung. Mit dem Amerikaner Craig Simmons hat das Hildesheimer TfN einen namhaften Musical-Regisseur gewinnen können. Er selbst war jahrelang Schauspieler, verständlich daher sein Perfektionismus. Zwei Techniker eilen von hinten auf die Bühne und versuchen den Baum der Erkenntnis zum Leuchten zu bringen. Es wird unruhig. Die Stahlkonstruktion mit weit ausladenden, astähnlichen Armen wird an einer markierten Stelle noch einmal mit Brennpflüssigkeit versehen. Endlich brennt der Baum. Also noch einmal von vorne. Die Szene läuft. Jetzt. Jetzt müsste der Baum brennen. „Zu spät. Schon wieder zu spät!“ Noch einmal. Warum es alle so gelassen sehen, dass die Generalprobe keinesfalls reibungslos verläuft? „Generalproben müssen ja schiefgehen, da sind wir Theaterleute wirklich sehr abergläubisch“, sagt Ausstattungsleiter Steffen Lebjedzinski und grinst.





„Danke! Wir machen 30 Minuten Pause, dann geht es pünktlich weiter!“ Der erste Akt ist geschafft, und ein großes Gewusel beginnt. Während sich die einen draußen sonnen und entspannen, versuchen die anderen technische Probleme zu lösen. Die Probenarbeit sei insgesamt schon sehr anstrengend, sagt Charlotte aus dem Chor, während sie sich mit ihren jungen Kolleginnen auf einer Bank vor der Kirche sonnt, aber man arbeite schließlich auf etwas hin, und jedes Mal bekomme sie aufs Neue eine Gänsehaut. Bei den aufwändigen Probenarbeiten sind keineswegs nur Profis am Werk. Gemeinsam mit den Sängern und Darstellern der TfN Musical Company stehen rund 50 Hildesheimerinnen und Hildesheimer als Chor mit auf der Bühne und übernehmen die Rolle des singenden Erzählers.

In der Michaeliskirche geht es weniger entspannt zu. Dirigent Dominik Reinhard sitzt in der zweiten Reihe und ist in seine Partitur vertieft. Einige Stellen schaue er sich vor dem zweiten Akt gerne noch einmal genauer an. Seine Aufgabe ist es, den Chor zu dirigieren und auch in den richtigen Momenten den Knopf für das Orchester zu drücken. Ein Live-Orchester gibt es nämlich nicht. Die gesamte Musik ist auf einer Festplatte gespeichert, und Dominik Reinhard dirigiert tatsächlich auch, wenn der Chor nicht singt und nur die abgespeicherte Musik zu hören ist. Ob er es nicht komisch und unnötig finde, Musik, die von einer Festplatte kommt, zu dirigieren? Keinesfalls. Gerade hier sei es enorm wichtig, da die Hauptdarsteller sein Dirigat auf Bildschirmen über dem Publikum verfolgten und nur so ihre Einsätze präzise singen könnten.

Neben der Bühne führt eine Tür in den Backstagebereich. Hier ist es voll

und laut. Schon bald geht die zweite Probenhälfte los, und der Chor stellt sich bereits auf. Tontechniker Markus Folberth eilt vorbei und hat kaum Zeit für ein paar Worte: „Die Akustik in einer Kirche ist wegen der Schallverzögerung sehr schwer einzuschätzen. Wir müssen dennoch versuchen, Textverständlichkeit und guten musikalischen Klang zu gewährleisten. Das ist eigentlich das Hauptproblem.“ Sprach's und rauscht davon. Für Maureen Wyse, die Sängerin der Eva, ist die Produktion etwas ganz Besonderes. „Die Magie des Ortes verpasst einem direkt bei den ersten Tönen eine Gänsehaut. Die Komposition geht sofort unter die Haut und ins Herz“, schwärmt sie. „Das Musical erzählt eine Geschichte, die jeden berührt und die jeder kennt: Eltern, Kinder, alte und junge Menschen.“

„Alle auf ihre Positionen. Es geht weiter!“ Jetzt kann man nur noch flüsternd ein paar Fragen an die Souffleuse stellen, die schon wieder ihren Platz in der ersten Reihe eingenommen hat. Wie oft es denn vorkomme, dass sie eingreifen müsse? Charlotte Rimpler lacht hinter vorgehaltener Hand: „Na ständig. Ich bin direkt mit den Ohrstöpseln der Sänger verbunden, daher klappt das alles reibungslos, und es fällt nicht auf.“

„Ruhe jetzt! Die Probe geht weiter!“ tönt es durch den Lautsprecher, und es klingt nicht so, als ob man hier diskutieren könnte. Schnell verschwinde ich von der Bildfläche und verlasse die Michaeliskirche. Draußen ist die Sonne schon untergegangen. Wie lange die Probe wohl noch dauern wird? „Bis Mitternacht bestimmt!“, sagt ein Tontechniker und eilt in die Kirche.

SOGAR IM WELTKULTURERBE GEHEN GENERALPROBEN SCHIEF

KATHARINA RUPPRICH



KICKFLIP IN EIN BESSERES LEBEN

**Skateboard am Hindukusch,
Hiphop in der Township:
Die deutsche Stiftung
„Skate-Aid“ widmet sich dem
Kulturaustausch auf Rollen.
In Krisengebieten entstehen
sportlich-musikalische
Hilfsprojekte, die so
wahrscheinlich einmalig sind.**

Mehr als die Hälfte der Bevölkerung in Kabul und Umgebung ist jünger als 16 Jahre. Ihr Alltag besteht aus Zerstörung und Armut. Doch auch Hoffnung spielt eine große Rolle in ihrem Leben, die Post-Kriegs-Ära ist ein Aufbruch in bessere Zeiten. Diese Aufbruchstimmung spürt 2007 auch Oliver Percovich. Er hat seinen Job in einer Bäckerei aufgegeben und sucht sein Glück in Kabul. Immer im Gepäck hat er sein Skateboard, mit dem er ordentlich für Aufsehen sorgt. Dieses Brett mit Rollen hat man hier noch nicht so oft gesehen. In einem alten Schwimmbad beginnt der Deutsch-Australier damit, Jugendlichen die Faszination Skateboard näher zu bringen. „Kinder brauchen Platz, um Kind zu sein“, weiß Percovich. Dieser Platz ist allerdings im von Trümmern dominierten Straßenbild sehr knapp. Damit war die Idee für das Hilfsprojekt „Skateistan“ geboren.

Percovich möchte das Bedürfnis nach Spaß, Sport und einer Zeit ohne Sorgen stillen. Neben Musik und Sport ist Skateboarding eine seiner großen Herzensangelegenheiten. „Skateboarding ist eine unbelastete Kultur und noch nicht so stark von Männern dominiert“, erklärt Max Henninger vom Deutschen Entwicklungsdienst, der das Projekt unterstützt. Fast

alle westlichen Jugendkulturen, aber vor allem die Musik aus den USA und Europa, waren unter der Herrschaft der Taliban jahrelang verboten. Dementsprechend groß ist heute die Sehnsucht danach. Doch Skateistan sieht sich selbst als ein soziales Projekt, das nicht missionieren, sondern sich gezielt den Ländersitten anpassen will. Um eine eigene Jugendkultur vor Ort zu stärken, geben heimische Lehrer zusammen mit Skateistan-Mitarbeitern Musikworkshops, organisieren Konzerte mit einheimischen Bands und laden zum Theaterspielen ein, meist in einer der 49 verschiedenen Landessprachen. Die Spannbreite der Musikworkshops reicht von Unterricht in traditionellen afghanischen Instrumenten bis hin zu Kursen über DJ-ing.

VIEL UNTERSTÜTZUNG UND WICHTIGE KOOPERATIONEN

Das Konzept hat inzwischen weltweit Unterstützer. Einer von ihnen ist die deutsche Skateboard-Legende Titus Dittmann. „Ich habe von Skateistan gehört und war sofort Feuer und Flamme. Ein Besuch im Kabuler Waisenhaus hat mir die humanitären Möglichkeiten aufgezeigt.“ Seit 2009 unterstützt Dittmann Percovichs

Hilfsprojekt. Schließlich hat er selbst die Stiftung „Skate-Aid“ gegründet, die Spenden sammelt und bei medialen und logistischen Kontakten hilft. Ein gutes Beispiel dafür, was Dittmann mit seiner Skate-Aid-Stiftung bewegt, ist die Arbeit mit jungen Mädchen im afghanischen Karoq. Eigentlich ist Mädchen fast jede sportliche Aktivität in dem streng islamischen Land verboten. „Es steht wohl nicht im Koran, dass Skateboarding verboten ist“, sagt Titus Dittmann mit einem verschmitzten Grinsen auf den Lippen. Einzige Auflage bei diesem Projekt: Die Mädchen dürfen beim Fahren nicht gesehen werden. Also baute Skate-Aid einfach eine zwei Meter hohe Mauer um die Anlage, damit sich die Mädchen unbeobachtet ihrem neuen Hobby widmen können.

Die Outdoor-Skate-Anlage im Karoq ist nur eines der Projekte. Die Hilfsorganisation hat bereits viele vergleichbare Vorhaben in Vietnam, Südafrika und Tansania angeschoben. Dabei ist die Vernetzung mit anderen Organisationen wie zum Beispiel „MyLife“ oder eben „Skateistan“ sehr wichtig. Mylife baute in Kapstadt unter anderem eines der Redbull-Tonstudios. Hier erhalten Diskjockeys aus den Townships die Möglichkeit, eigene CDs professionell zu produzieren. Dittmann ist von der Zusammenarbeit angetan: „Indem wir unsere Ressourcen gut zusammenlegen, können wir einiges mehr bewegen.“

MUSIK SPIELT EINE GROSSE ROLLE

Der Musik kommt bei den Konzerten eine besondere Bedeutung zu, denn Skateboardfahren ohne musikalische Untermalung ist für viele Jugendliche kaum denkbar. „Skatenboarding hat viel mit Rhythmus zu tun“, erklärt Torben Oberhellmann, bei Skate-Aid für Aktionen in Afrika zuständig. Anders als in Afghanistan, spielen in den Townships Südafrikas die westliche Musik und andere Jugendkulturen eine große Rolle. Für viele der Kinder ist zum Beispiel Hiphop sehr präsent und eine Möglichkeit, ihrem harten Alltag zu entfliehen. „Afrika ist musikalisch wie kaum ein anderer Kontinent“, schwärmt Oberhellmann. Darum sind auch hier

musikalische Kooperationen wie das Engagement von „Blumentopf“ sinnvoll. Die bayerischen Rapper haben für Straßenkinder aus Kapstadt mehrere Tage lang Skate- und Hiphop-Workshops gegeben. Unter anderen ließen sie sich die selbst geschriebenen Texte der Kinder zeigen und bastelten mit ihnen an den passenden Beats. Wegen der Zollbestimmungen kamen leider nicht alle Workshop-Materialien an. Aber Blumentopf machte die Not zur Tugend: „Wir sind dann ein paar Tage lang in die Township gefahren und haben dort mit den Kindern gerappt und sind Skateboard gefahren“, erzählt Cajus Heinzmann. „Es war eine schöne Erfahrung

für uns und hoffentlich auch für die Kinder. Doch ein dauerhaftes Projekt, wie es eigentlich geplant war, haben wir nicht realisieren können.“ Sein Bandkollege Roger Manglus pflichtet ihm bei: „Das hat uns gezeigt, dass man sehr gut über die Länder Bescheid wissen muss, um etwas zu verändern. Nur in Europa sitzen und gute Ideen haben reicht da nicht. Aber Skate-Aid wird weiter dort sein und Nachhaltiges schaffen.“ Ähnliche Kooperationen findet auch Oberhellmann sehr passend: „Wir wollen so etwas öfter machen, am liebsten in Tansania. Allerdings sind wir noch in der Planungsphase.“





MIT DEM MÄUSE-AUTO ZUM KULTUR-AUSTAUSCH

In Afrika will Skate-Aid sein Engagement ähnlich ausbauen wie in Afghanistan. Es geht darum, Kulturkluft zu überwinden, und nicht um Belehrung mit erhobenem Zeigefinger. Immerhin ist das „Mäuse-Auto“, wie das Skateboard in Afghanistan genannt wird, für Dittmann ein „sinnstiftendes Instrument, um mit Kindern und Jugendlichen auf der ganzen Welt zu arbeiten“. So sinnstiftend, dass inzwischen sogar Väter ihre Kinder in Kabul zum Skaten anmelden. Für die Skateboard-Legende kein Wunder: „Skateboardfahren ist immerhin die stärkste Jugendkultur, die je aus dem Sport heraus entstanden ist. Nur bei Musikszenen gibt es noch Vergleichbares.“ Solche Erfolge sind es, die der Skate-Aid-Stiftung Recht geben. „Was sollen wir auch Schulen bauen oder Millionen Euro sammeln? Dafür gibt es genug tolle Organisationen“, so Dittmann. „Manchmal ist es besser, für wenig Geld eine Rampe zu bauen. Wenn ein paar Kinder dann in der Halfpipe und bei Musik ihren Alltag voller Trümmer und Sorgen hinter sich lassen können, dann wurde schon ein großer Beitrag geleistet.“

BIRK GRÜLING



MUSIK UND ENTWICKLUNGSHILFE

Die Einsatzmöglichkeiten von Musik in der Entwicklungshilfe sind breit gefächert. Einerseits können Konzerte oder CDs helfen, auf Projekte aufmerksam zu machen. Das wohl bekannteste Beispiel dafür ist „Live Aid“. Erstmals fand dieses Benefizkonzert zugunsten Afrikas 1985 statt. Neben dem Organisator Bob Geldorf traten Musiklegenden wie Elton John, The Who oder Paul McCartney auf. Das Konzert wurde 1989 und 2004 mit anderen Musikern wiederholt. Ein anderes Beispiel ist die Organisation „Viva Con Agua“, die auf Festivals und Konzerten Becher sammelt und mit den Pfanderlösen Brunnenprojekte in Afrika unterstützt. Musik spielt aber auch in der aktiven Entwicklungshilfe eine große Rolle. So will zum Beispiel die Organisation „MyLife“ Straßenkindern die Chance geben, ihr Leben neu zu gestalten und Teil der Kulturszene zu werden. In Kooperation mit Don Bosco hat MyLife in Namibia Jugendzentren aufgebaut, in die sich die Straßenkinder zurückziehen können und wo sie Hilfe bei der AIDS-Prävention und der Arbeitssuche erhalten. Musikalische Bildung macht hier einen großen Teil der täglichen Arbeit aus.

BG



NICHTS GEHT MEHR

Für viele Studierende, die frisch an die Musikhochschule kommen, gibt es keine Alternative zum Berufswunsch „Musikerin“ oder „Musiker“. Oft arbeiten sie schon während der gesamten Kindheit an ihrer Laufbahn. Doch dass das Musikerdasein erhebliche Berufsrisiken mit sich bringt, wird oft vernachlässigt – auch während der Ausbildung. Wenn Musiker dann nicht mehr in der Lage sind zu spielen, kann das zu einer Lebenskrise führen.

Bis vor einem Jahr hat Michael Brand noch Posaune studiert. Jetzt ist er an der Fachhochschule Köln für Elektrotechnik immatrikuliert. Kurz vor Abschluss seines Musikstudiums in Köln musste er sein Leben auf den Kopf stellen, denn er hatte gemerkt, dass sich sein Spiel nicht mehr verbesserte. Es verschlechterte sich sogar so weit, dass er bestimmte Tonbereiche nicht mehr spielen konnte: „Ich habe gemerkt, dass bestimmte Töne überhaupt nicht mehr ansprachen. Es gab da eine Oktave, die bei der Bassposaune relativ wichtig ist und normalerweise ohne viel Üben einfach geht, und genau die ist komplett weggebrochen.“

Michael hat einiges ausprobiert, zum Beispiel mehrere Monate nur Töne ausgehalten und Tonleitern gespielt. Irgend-

wann, als nichts mehr half, wandte er sich an Prof. Dr. Eckart Altenmüller vom Institut für Musikermedizin an der Hochschule für Musik, Theater und Medien Hannover (HMTMH). Der diagnostizierte bei Michael eine fokale Dystonie. Von dieser Krankheit, die auch „Musikerkrampf“ genannt wird, ist circa ein Prozent aller Musiker betroffen. Dabei handelt es sich um eine Störung lang eingeübter, feinmotorischer Bewegungsabläufe, die immer dort auftritt, wo Musiker sie gerade nicht gebrauchen können: bei Pianisten und Streichern in den Fingern, bei Bläsern in der Lippenmuskulatur.

Davon betroffen sind in erster Linie Männer jüngeren bis mittleren Alters, die klassische Musik spielen, denn sie er-



WENN ÜBEN ZU GESUNDHEITLICHEN PROBLEMEN FÜHRT

laubt die geringsten Freiheiten: In den Noten ist bis ins kleinste Detail beschrieben, wie die Töne zu spielen sind. Eine fokale Dystonie zu therapieren, ist sehr kompliziert und langwierig. Michael hat die Diagnose als Zeichen aufzuhören interpretiert und die Posaune an den Nagel gehängt. „Das ist natürlich ein blödes Gefühl, weil man in gewisser Weise scheitert und der Traum, den man hatte, flöten geht. In der Zeit ging es mir echt schlecht.“

Seine Kommilitonen kannten seine Probleme, Michael hat daraus nie ein Geheimnis gemacht. Denn dass man mal eine Krise hat, könne jeder Musiker nachvollziehen. Eckart Altenmüller weiß aber, dass viele erkrankte Musiker versuchen, ihre Probleme geheim zu halten. Diese gesundheitlichen Belastungen können ganz unterschiedlicher Art sein – körperliche Beschwerden durch die Haltung (oder den Transport) des Instruments, aber auch psychische Probleme wie etwa Auftrittsangst (siehe den Beitrag von Julia Müller in diesem Heft). „Diese Tabuisierung ist abhängig vom Klima in einer bestimmten Gruppe, einem Orchester oder einer Instrumentalklasse“, sagt Altenmüller. „Es gibt tatsächlich Gruppierungen, wo nicht darüber geredet wird, auch weil die Angst besteht, dass man als weniger leistungsstark eingeschätzt wird.“ Der Marktwert steige mit der Belastbarkeit, die auch zunehmend eingefordert werde: „Der ständige Wettbewerb verlangt, dass man nicht nur ein toller Musiker ist, der alles kann, fröhlich wirkt und gut aussieht, sondern man muss auch bereit sein, einzuspringen und mal kurz mit dem Flieger die Nacht durchzufliegen, um dann direkt zu proben. Das sind alles wahnsinnig anstrengende Dinge, aber genau das spielt heute eine große Rolle.“

Altenmüller appelliert in seinen Vorlesungen daher an die Studenten, einen Ausgleich zum Üben zu finden. Michael hatte während seines Studiums an der Würzburger und der Kölner Musikhochschule keine solchen Vorlesungen und fand sich auch im Unterricht schlecht beraten: „Das Problem während meines Studiums war, dass die Professoren sehr

wenig Ahnung von dem Thema hatten, egal wie nett und wie gut sie sein mochten. Das war bei mir ein absolutes Tabuthema im Unterricht. Da kam niemals ein Professor auf die Idee, dass ich eine fokale Dystonie haben könnte.“ Dass der Musikergesundheit an der Hochschule für Musik, Theater und Medien Hannover eine so große Bedeutung beigemessen wird, sieht er als „absolute Ausnahme“.

BIS ZU 120 DEZIBEL

Genau an dieser Hochschule wurden im vergangenen Sommer allerdings auch hitzige Debatten um die Gesundheitsvorsorge der Studenten geführt. Anlass gab das Orchesterprojekt mit „Le Sacre du Printemps“ von Igor Strawinsky, das ein sehr großes Orchester auf der Bühne versammelt. Bei diesem Werk kann es zu Lärmbelastungen von bis zu 120 Dezibel kommen; das entspricht dem Geräuschpegel einer Baustelle mit Presslufthammer. Die Musiker waren dem zwei Wochen lang mehrere Stunden pro Tag ausgesetzt.

Lärmschwerhörigkeit ist die Krankheit, die die meisten Musiker betrifft. In vielen Orchestern gibt es interne Arbeitsgruppen, die sich mit der Vorbeugung von Gehörschäden befassen, denn jedes Jahr registriert die Deutsche Orchestervereinigung zehn Fälle von Hörsturz. Krankenversicherungen kalkulieren Gehörschäden als Berufsrisiko für Musiker ein. Daher beantragte der AstA der Hochschule beim Präsidium eine finanzielle Unterstützung für jene Studenten, die sich einen speziell angefertigten und individuell angepassten Hörschutz anschaffen wollen. Diese „Otoplastiken“ haben den Vorteil, dass sie alle Frequenzen gleichmäßig abdämpfen, sodass ein Musizieren mit Hörschutz gut möglich ist. Für den AstA waren sie die einzige sinnvolle Lösung: „Wir machen hier keine halben Sachen“, so Christian Zimmer, Referent für Öffentlichkeitsarbeit, „außerdem ist das Geld dafür durch die Studiengebühren vorhanden.“

Den Antrag auf eine Teilfinanzierung lehnte der Senat jedoch ab. Die Hochschu-

le messe dem Thema Gehörschutz zwar eine „hohe Wichtigkeit“ bei, erklärt Präsidentin Prof. Dr. Susanne Rode-Breymann, könne aber nicht mehr als eine „vernünftige Grundversorgung“ mit schlichteren und preiswerteren Ohrstöpseln leisten. Die Landeshaushaltsordnung verpflichte dazu, möglichst kostengünstig zu wirtschaften. Das gelte besonders für Ausgaben aus Studiengebühren. Hörschutz sei außerdem ein individuelles Problem, das nur einen geringen Prozentsatz der Studierenden der HMTMH betreffe. Eckart Altenmüller findet ebenfalls, dass eine Otoplastik zwar „eine lohnenswerte“, letztlich aber „private Investition in die eigene berufliche Sicherheit“ sei. Immerhin soll es die preisgünstigeren Ohrstöpsel künftig an der HMTMH zu kaufen geben – auch wenn der AstA noch nicht so recht daran glauben will.

MAYA STOCKMANN



ICH KANN NICHT!

Für Profi-Musiker gehört der Umgang mit Lampenfieber und Stress zum Alltag. Konzert, Probespiel und Wettbewerb sind Prüfungssituationen, in denen es gilt, aufwändig Erlerntes mit sehr großer Perfektion wiederzugeben. Manch einer wird mit dem enormen Druck nicht fertig. Es drohen Blackout und Panik-Attacken – und damit der Einstieg in einen Teufelskreis: Angst vor der Angst.

Martha Argerich leidet daran, Horowitz tat es auch. Auftrittsangst und Lampenfieber sind für die berühmtesten und erfolgreichsten Musiker ein Thema. „Die Routine hilft“, weiß Herwig Tachezi, Solocellist des Concentus Musicus Wien. Wenn der Ablauf einer Handlung oft genug erprobt und durchgeführt wurde, ist er im Hirn so gut eingeschliffen, dass alles wie von selbst „ablaufen“ kann. Aber auch das funktioniert nicht immer. „Wenn Angst ins Spiel kommt“, erklärt Tachezi weiter, „wird der menschliche Organismus unberechenbar. Das, was ei-

gentlich sicher gekonnt wird, ist plötzlich nicht mehr abrufbar.“ Das Hirn ist dann wie blockiert. Es signalisiert Gefahr, und der von Auftrittsangst ergriffene Mensch denkt an Flucht und an wenig anderes.

So wird von dem legendären Pianisten Vladimir Horowitz berichtet, dass er bei seinem Wiederanstrittskonzert in der Carnegie-Hall im Jahre 1965 regelrecht von seinem Manager auf die Bühne hinausgeschoben werden musste – ihm selbst versagte der Wille zum Auftritt. Horowitz hatte zuvor zwölf Jahre lang keinen einzigen Ton vor Publikum gespielt. Tourneemüde und entnervt von dem Erwartungsdruck, der auf ihm lastete, war sein Horror vor Konzerten ins Unerträgliche gewachsen. Im berstend vollen Saal hatte sich die Künstlerprominenz von Igor Strawinsky bis Rudolf Nurejew, von Leopold Stokowski bis Leonard Bernstein versammelt. Und mit dem Publikum und der Stille vor dem ersten Ton war in Horowitz plötzlich auch wieder die Angst vor dem Versagen da.

AUFTRITTSANGST BEI MUSIKERN



MICHAEL BOHNE

Der weltberühmten Pianistin Martha Argerich mag es ähnlich gehen. Ihr sind solistische Klavier-Rezitale zu stressig. Sie möchte nicht allein auf der Bühne stehen und tritt daher seit Jahren nurmehr mit Kammermusik und Klavierkonzerten auf. Spielt sie in Berlin, weiß man nicht, ob das Konzert tatsächlich stattfinden wird. Das Publikum bangt, bis die Grande Dame des Klavierspiels die Bühne betreten hat, und applaudiert dankbar und erleichtert. Sie selbst sagt in Interviews von sich, dass sie vor Konzerten hochgradig nervös sei, und zieht dazu an ihrer Zigarette, als gälte es, dies noch zu unterstreichen.

Der Druck, der auf professionellen Musikern lastet, ist enorm. Beim Konzert kommt es darauf an, die Nerven zu bündeln und zugleich mit technischer Präzision und Musikalität zu spielen. Höchster künstlerischer Anspruch – und häufig eine einmalige Chance. Beim Probespiel für Orchesterstellen ist jedem Bewerber nur ein Zeitfenster von wenigen Minuten gegeben, um sein Können zu präsentieren. Es geht um Perfektion – des Paukenwirbels, der Posaunenstelle aus dem „Sacre“, des Flötensolos. Ähnlich ist es bei Wettbewerben. Ein Patzer, ein falscher Ton, und alle Arbeit, alle Mühe war vergebens, der Einzug in die nächste Runde verpatzt.

Aus solch einem hohen Druck erwächst nicht selten ein ernsthaftes psychisches Problem, das die Musiker bei der Ausübung ihres Berufs behindert oder diese gar unmöglich macht. Doch woher bekommen sie Hilfe? Viele leidende Musiker begeben sich in Psychotherapie, die jedoch nicht auf sie spezialisiert ist. Es gibt nur wenige Psychologen und Mediziner, die sich explizit mit dem Thema Auftrittsangst von Musikern beschäftigen. Einer von ihnen ist Michael Bohne aus Hannover. Sein „Coaching“ besteht in der Vermittlung von speziellen Techniken und psychologischem Wissen über Auftrittsangst, das die Betroffenen in Stresssituationen selber anwenden können. Bei der „energetischen Klopftechnik“ zum Beispiel beklopft der Klient mit seinen Fingern festgelegte Punkte verschiedenster Meridiane (Energiebahnen). Gleichzeitig spricht er dabei Sätze, die den Stress von ihm ablösen sollen. So kann er einschränkende Emotionen und krisenhaft überwältigende Zustände loslassen und die „Bahnung“ zukünftiger positiver Erlebnisse in Gang setzen.

Aber ist das wirklich wahr? Ist es möglich, Angstprobleme so einfach aufzulösen, ganz ohne Medikamente und langwierige Psychotherapie? Michael Bohne weiß: „Für manche meiner Klienten ist es schwer, sich selbst einzugestehen, dass sich etwas verändern kann. Sie sagen dann: Wenn das schnell hilft, bin ich dann nicht bescheuert, dass ich so lange mit dem Stress rumgelaufen bin?“ Manch einer mag skeptisch sein. Doch inzwischen übernimmt in vielen Fällen sogar das Arbeitsamt die Kosten für einen Besuch bei Michael Bohne, und die Erfolgsquote ist hoch. „Ich würde sagen, es gibt kaum jemand, bei dem es nicht ein bisschen was verändert. Bei den allermeisten ändert es viel.“

JULIA MÜLLER

KLIENTEN BITTE, NICHT PATIENTEN

PSYCHOTHERAPEUT MICHAEL BOHNE ÜBER AUFTRITTSANGST BEI MUSIKERN

Saitensprung: Mit welchen Problemen kommen Musiker zu Ihnen?

Bohne: Die meisten kommen, weil sie das, was sie eigentlich können, in Extremsituationen nicht so gut bringen, wie sie es bringen könnten. Eine klassische Extremsituation ist das Probespiel oder das Vorsingen. Die Leute wissen: Ich bin gut und kann es zuhause, und dann kommen sie zum Probespiel oder zum Vorsingen und merken, dass sie weit schlechter sind, als sie es eigentlich können. Sie selbst haben aber keine Möglichkeit, das zu verändern. Deshalb kommen sie zu mir.

Welche Symptome haben die Leute?

Die Palette reicht von Zittern, Schwitzen, Gar-nicht-mehr-denken-können bis hin zum totalen Blackout. Es gibt Leute, die sagen: Ich bin nicht ganz so fokussiert im Konzert, und ich mache und gestalte die Musik nicht so schön, wie ich könnte. Im Extremfall kommen Leute, die sagen: Ich kann da gar nicht mehr rausgehen.

Wie können Sie Ihren Patienten helfen?

Klienten bitte. Das ist ein ganz wichtiger Unterschied. Ich bin einer von wenigen in diesem Feld, die sagen: Das ist keine Krankheit, und was wir machen, ist keine Therapie. Es geht um berufsrollenbezogenen Stress, und was wir machen, ist Coaching. Das ist für mich ein ganz zentraler Punkt, weil der Begriff „Patient“ sofort eine ziemlich entwertende Komponente hat. Wenn ich ein sehr begabter, kompetenter Musiker bin, aber merke, in bestimmten Situationen habe ich Stress, und dann kommt einer und sagt mir, ich hätte eine Angsterkrankung, dann ist das sehr schlecht und macht mich kränker, als ich bin. Meistens haben die Leute nur ungünstige Strategien an Bord, die dazu führen, dass sie das Potential, das sie haben, nicht leben. Das ist für mich keine Krankheit.

Wie muss man sich das Problem „Auftrittsangst“ vorstellen?

Wenn jemand auf der Bühne ein Blackout erlebt, dann ist das für das Gehirn etwas ganz Schlimmes, ein kleines Trauma. Man will Klavier spielen, man kann das, und man weiß auch: Ich will jetzt etwas ausdrücken, etwas erzählen. Aber auf einmal merkt man, dass man aufgeregt ist und bei weitem schlechter auftritt, als man kann. Dann geht man nach Hause und hat das Gefühl, man sei der totale Loser, obwohl das Publikum das meist gar nicht mitkriegt. Aber trotzdem, das Selbsterleben ist katastrophal. So merkt sich dann das Gehirn dieses Musikers Folgendes: „Du auf 'ner Bühne mit 'nem Klavier und Mozart – vergiss es. Ist gefährlich.“ Und sowie ich wieder in die Nähe einer Bühne komme, sagt mein Gehirn schon: „Achtung Gefahr!“ und der Körper wird zitterig. Diese Abspeicherung muss man wieder neutralisieren und im Gehirn löschen. Dafür braucht man ganz moderne Techniken, die man unter anderem auch in der Behandlung von Leuten findet, die einen Verkehrsunfall hatten und traumatisiert sind. Wenn man die Techniken richtig anwendet, kann sich sehr rasch, schon nach ein bis zwei Sitzungen, Erfolg einstellen. Die Klienten lernen bei mir die Techniken und sind dann in der Lage, sich in Stress-Situationen selbst zu helfen.

Wie funktionieren diese Techniken?

Ich nutze da vor allem die sogenannte Klopftechnik. Die Klopftechnik sieht erstmal komisch aus, aber in der Praxis hat sich gezeigt, dass sie bei weitem schneller wirkt und besser ist als andere Techniken. Ich habe sie weiterentwickelt und in bestehende Coaching- und Therapietechniken integriert, wodurch die Methode der Prozess- und Embodimentfokussierten Psychologie (PEP) entstanden ist. Mit der Klopftechnik hat der Klient selbst etwas in der Hand und kann in Stress-Situ-

ationen selbst Punkte klopfen, Selbstakzeptanz-Affirmationen aussprechen und dadurch seinen Stress reduzieren. Bei der Selbstakzeptanz geht es darum, eine Haltung zu sich selbst zu entwickeln, in der man sich konsequent selbst annimmt, so wie man ist, mit all seinen Fehlern und Schwächen, aber auch Stärken und Potenzialen. Man sieht aber auch ganz klar seine eigenen Grenzen, steht dazu und hat eine eigene Motivation, diese Grenzen allmählich zu überwinden. Dies alles wirkt auf unser Gehirn und somit auf unseren Körper. Im Sportbereich gibt es kaum jemanden, der diese modernen Techniken nicht anwendet.

Das klingt ein wenig so, als würde man sich die Welt schön reden...

Natürlich, unbedingt. Es gibt „die Welt“ nicht. Sie wird immer von uns konstruiert. Die Gefahr ist, dass wir uns unter Stress und Leistungsdruck die Welt schlecht reden. Dass wir sagen: „Die anderen sind viel besser als ich! Oh, ich bin nicht gut vorbereitet! Oh, das ist aber aufregend! Boah, ich muss das aber gewinnen!“ Wir haben dann Strategien an Bord, die uns definitiv stressen. Und was wir hier machen: Wir analysieren die „Stressungsstrategien“, schmeißen sie über Bord und suchen uns Lösungsstrategien.

Die Fragen stellte

JULIA MÜLLER

Dr. med. Michael Bohne ist Arzt und Psychotherapeut. Er trainiert als Auftritts-Coach die Fernseh- und Radiojournalisten von ARD und ZDF und Musiker vieler deutscher Opern- und Sinfonieorchester. Veröffentlichungen (u.a.): „Feng Shui gegen das Gerümpel im Kopf – Blockaden lösen mit energetischer Psychologie“, 2007; „Klopfen gegen Lampenfieber – Sicher vortragen, auftreten, präsentieren“, 2008 (beide bei rororo).

BASS-PART PER E-MAIL

**„THE MAINSTREAM“
MACHEN ZUSAMMEN
MUSIK, OBWOHL DIE
BANDMITGLIEDER AUF
ZWEI KONTINENTE
VERTEILT SIND**

Es ist der Traum vieler Bands: von der eigenen Musik leben zu können. Für „The Mainstream“ gestaltet sich dieses Ziel jedoch besonders schwer, denn ihre Mitglieder sind über den halben Globus verstreut. Proben werden so zum seltenen Ereignis, die Bandkoordination zur Herausforderung, das Songschreiben zum langwierigen Prozess. Aber es handelt sich um ein besonderes Projekt, das von den unterschiedlichen Nationalitäten und Kulturen der Musiker profitiert.

Auf dem Bildschirm von Anton Stögers Computer blinkt eine Nachricht auf: Post aus Amerika, von Rapper Lexxx Luthor. Den Anhang öffnet Anton sofort, gespannt, was er da zu hören bekommt. Es ist das Demo von einem neuen Song. Von einem neuen Song der Band The Mainstream, zu der Anton und Lexxx gehören. The Mainstream, das sind fünf junge Menschen aus drei unterschiedlichen Ländern und zwei Kontinenten. Tausende von Kilometern trennen sie voneinander, aber sie schaffen es trotzdem, gemeinsam Musik zu machen. Dank sei dem Internet. Denn über das Netz kommuni-

zieren sie miteinander, verschicken in Sekundenschnelle Musikdateien, tauschen Ideen aus. Und inspirieren sich gegenseitig.

Der Grundstein für The Mainstream wurde 2004 gelegt, als Sänger Joscha Blachnitzky aus Lüneburg im Urlaub in Italien Federico Malandrino aus Turin kennenlernte. Sie entdeckten ähnliche musikalische Vorlieben und tauschten wenige Monate später erste Songideen über das Internet aus – zunächst noch ohne den Gedanken, daraus einmal ein Bandprojekt entstehen zu lassen. Erst nach etwa zwei



Jahren entschieden die beiden, die heute für Gesang und Bass zuständig sind, noch weitere Musiker in das Projekt zu integrieren. In der Fußgängerzone Lüneburgs wurde Joscha fündig: Dort versuchte der gelernte Zimmerer Pablo Ryan sich mit seiner Violine als Straßenmusiker ein wenig Geld dazuzuverdienen. In Hannover hörte Joscha Anton Schlagzeug spielen – und schon war die Band zu viert.

Um das fehlende Stück für die Gruppe zu finden, musste Joscha dann den Kontinent verlassen. In San Francisco traf er zusammen mit Federico auf den 32-jährigen Rapper Lexxx, dem das Projekt auf Anhieb gefiel: „Die anderen machten einen ziemlich coolen Eindruck auf mich. Außerdem mochte ich schon immer die europäische Musik und vor allem die europäischen Fans. Die sind nämlich viel mehr an anspruchsvoller Musik interessiert als die Leute hier in den USA.“ Seither schicken die Fünf Songfiles hin und her.

„Mary, stop looking at me / These things that I say that I do / I don't want you to see.“ Joschas raue Stimme ertönt aus Antons Computerboxen. Den Refrain hatte der 27-Jährige zuvor an Lexxx gemailt, der in seinem Studio in Kalifornien seine Raplyrics aufgenommen und dann alles an die anderen geschickt hat. Die Rapzeilen zum Song „Mary“ hört Anton nun zum ersten Mal: „When push comes to shove, see I gotta stay strong / Can't be consumed by the clichés of hip hop songs.“ Beim Schreiben seiner Raps, sagt Lexxx, lasse er sich häufig von den Zeilen Joschas inspirieren. „Aber generell rappe ich über das, was ich kenne: über den Alltag. Inspirieren kann mich da im Grunde alles – zum Beispiel auch ein gutes Essen.“

Auch Federico in Italien hat seine Bass-Parts in der Heimat aufgenommen und über das Internet verschickt. Die drei deutschen Bandmitglieder werden

sich nun bald in Lüneburg treffen, um dort gemeinsam ihre Parts aufzunehmen und das Endprodukt zu mixen und zu mastern. „Ich glaube, wir funktionieren auch so gut zusammen, weil jeder seine Aufgabe hat und kennt“, bemerkt Lexxx. Die Musiker machen alles selbst, vom Songwriting über die Produktion bis hin zum Marketing. „Deshalb bezeichnen wir uns auch lieber als Kollektiv anstatt als Band“, sagt Italiener Federico.

In das Projekt stecken die fünf Künstler jede Menge Energie. Aber leben können sie bisher noch nicht von The Mainstream. Federico verdient seinen Lebensunterhalt zum Beispiel als Musikproduzent und Tourmanager, und Anton, der gerade seinen Hochschulabschluss in Musikerziehung gemacht hat, gibt seit über zehn Jahren Schlagzeugunterricht. Lexxx arbeitet noch für einige andere Musikprojekte, verdient einen Teil seines Lebensunterhalts aber auch durch kleine





Nebenjobs wie beispielsweise Renovierungsarbeiten.

Natürlich erleichtert es die Sache auch nicht, dass die Musiker allesamt in unterschiedlichen Städten und Ländern wohnen. „Das Proben ist mit das Schwierigste“, findet Anton. Bevor The Mainstream im Frühjahr vergangenen Jahres durch Chile tourten, hatten sie gerade einmal eine Woche lang zur Vorbereitung gemeinsam proben können. „Aber bei der Tour sind wir auch als Live-Band zusammengewachsen“, erinnert er sich an das mehrwöchige Abenteuer. Ein Nachteil an der großen räumlichen Distanz sei, dass sich alles sehr lange hinauszögere. An ihrem zweiten Album, „The Beauty in

the Mundane“, das im vergangenen Jahr veröffentlicht wurde, haben die Musiker drei Jahre lang gearbeitet. „Und die Zeitverschiebung macht die gemeinsame Arbeit natürlich auch nicht einfacher“, fügt Anton hinzu. Rapper Lexxx sieht noch ein ganz anderes Problem: „Wenn wir lange Zeit nicht zusammen spielen, frustriert das schon manchmal ein wenig. Und man ist dann auch jedes Mal aufs Neue aufgeregt, wenn man sich nach langer Zeit wieder trifft, einfach weil man sich so lange nicht gesehen hat und nicht weiß, ob man sich noch immer genauso gut versteht wie beim letzten Treffen. Aber dann spielt man zusammen, und jegliche Zweifel sind verflogen, das ist immer ein gutes Gefühl.“

Der Bass von Federico umspielt den Rap von Lexxx – mal wieder ein wenig zu kitschig für Antons Geschmack. „Das ist typisch italienisch“, meint er schmunzelnd und dreht die Boxen ein wenig mehr auf. Gibt es also auch Probleme innerhalb der Band auf Grund der verschiedenen Kulturen? „Wir haben häufig verschiedene Ansichten. Aber verschiedene Meinungen bedeuten nicht gleich Probleme. Ich glaube, im Endeffekt profitieren wir sehr viel von unseren verschiedenen Kulturen“, meint Federico. Außerdem behelfen sich die Fünf damit, dass sie häufig Spaß übereinander machen. „Ich sage dann ein paar Vorurteile über die Deutschen und die Italiener, und die anderen ziehen mich mit Vorurteilen gegen Amerikaner auf“, sagt Lexxx schmunzelnd, „wir haben immer jede Menge Spaß zusammen.“

Dem Bandprojekt förderlich sind nicht nur die unterschiedlichen Kulturen der Fünf, sondern auch ihr verschiedener Musikgeschmack. Dementsprechend ist ihre Musik sehr abwechslungsreich: Akustikstücke im Singer-/Songwriter-Stil wechseln sich mit Rock- und Hip-hop-Songs ab, harte Drumparts werden durch klassisches Violinenspiel ergänzt. „Wir wollen nicht in eine Schublade gesteckt werden und machen Musik, auf die wir Bock haben“, meint Anton. Also dem Bandnamen zum Trotz alles andere als Mainstream-Musik? „Unsere Songs sol-

len schon der Mehrheit gefallen, denn natürlich ist es langfristig unser Ziel, kommerzielle Musik zu machen, um davon leben zu können.“ Der Bandname könne dennoch auch ein wenig ironisch verstanden werden, schließlich sei doch der Entstehungsweg der Songs außergewöhnlich und entspreche nicht dem Mainstream. „Als wir angefangen haben, gab es keine andere Band, die etwas gemacht hat, das mit unserem Projekt vergleichbar ist. Und ich kenne auch heute noch keine Musiker, die so viel über das Internet arbeiten wie wir“, so Lexxx, „Wir waren Pioniere auf diesem Gebiet.“ Bassist Federico sieht in der Bandgeschichte außerdem ein zweites Triebwerk, denn sie erregte zusätzliche Aufmerksamkeit bei den Menschen. „Vor ein paar Jahren sagten mir noch viele, dass es eine verrückte Idee sei, der ich mich da angeschlossen habe. Aber denen haben wir gezeigt: Das funktioniert, und uns gibt es immer noch. Und: Wir werden sogar immer besser und besser“, begeistert sich Lexxx. Allesamt erzählen sie mit Faszination von dem Projekt und sind sich sicher, irgendwann einmal nur von der Musik leben zu können. Lexxx würde für die Band seinen Lebensmittelpunkt sogar nach Europa verlegen: „Wenn eine Plattenfirma das verlangen würde, könnte ich mir das durchaus vorstellen.“

Neben Joscha, Pablo, Federico, Anton und Lexxx, der Stammbesetzung von The Mainstream, arbeitet die Band noch mit vielen internationalen Gastmusikern zusammen. Auf ihrer aktuellen Platte beispielsweise leiht Holly Dish, Rapperin und Wortpoetin aus Montreal, dem einen oder anderen Song ihre Stimme. Noch eine Person mehr aus einem anderen Land, mit einer anderen Kultur. Aber mit der gleichen Leidenschaft: der Leidenschaft für die Musik.

CLAUDIA HAMBURGER



DER WEG ZUM LICHT

Mit ungewöhnlichen Musikprojekten versucht die Hamburger Initiative „Schattenlichter“, Menschen in kritischen Lebenssituationen wieder fit für den Alltag zu machen. Der Förderverein hilft Obdachlosen, aber auch Kindern und Jugendlichen, die an den Rand der Gesellschaft geraten sind. Unter anderem können sie in einer Band neues Selbstvertrauen entwickeln. „Saitensprung“ sprach mit Christian Ritter, der „Schattenlichter“ 2002 ins Leben gerufen hat.

Saitensprung: Welches Ziel haben Sie sich mit Ihren Projekten gesetzt?

Ritter: Wir versuchen mit unserem gemeinnützigen „Förderverein Schattenlichter e.V.“ Menschen, die sich in schwierigen Situationen befinden, über Musik aus ihrer Isolation in eine soziale Gemeinschaft zu holen und zur Bewältigung ihrer Probleme zu motivieren. Das waren anfangs vornehmlich Obdachlose oder Wohnungslose, jetzt sind auch Kinder und Jugendliche dabei. Wichtig ist,

dass die Teilnehmer anonym bleiben können. Wir gehen auf die Menschen zu und holen sie aktiv ab. Darauf, Bedürftige abzuholen, ist das Hilfesystem in Hamburg leider nicht eingerichtet. Betroffene Menschen müssen sich hier normalerweise selbst Hilfe holen, woran viele scheitern.

Wie läuft Ihre Arbeit konkret ab?

Ich gehe, möglichst wöchentlich, in Tagesstätten, in denen es Essen gibt, und mache vor Ort mit den Menschen, die Lust

**„HIER IST SPASS,
HIER IST SPANNUNG,
UND ES IST
KLASSE HIER.“**



**„ICH LIEBE MUSIK,
ICH KÖNNTE JEDEN TAG
MUSIK MACHEN.
MUSIK IST MEIN HOBBY,
UND DIE SCHATTEN-
LICHTER SIND JETZT
MEINE FAMILIE
HIER IN HAMBURG.“**

dazu haben, Musik. Durch das gemeinsame Musizieren lernt man sich schnell kennen. Von den Teilnehmern möchte ich lediglich wissen, wie sie mit Vornamen heißen oder angesprochen werden wollen. Wichtig ist mir, dass wir uns duzen, um jede förmliche Barriere zu vermeiden. Diejenigen, die sich weiterentwickeln möchten, versuche ich in eine zentrale Gruppe zu führen. Der erste Schritt ist also, dass sie zu mir kommen und auf Fremde treffen. Aber Fremde, die sich in einer ähnlichen Situation befinden. An dieser Stelle setzt der Selbsthilfe-prozess ein, die Sozialarbeit. Die Betroffenen erzählen sich ihre Geschichten und geben sich gegenseitig Tipps. Sie müssen selbst eine Erkenntnis über sich gewinnen, einen eigenen Antrieb entwickeln. Ich bin dabei nur ein Moderator. Wer noch einen Schritt weitergehen möchte, kann bei der Band „Schattenlichter“ mitmachen und raus aus der Anonymität auf die Bühne treten. Die Bandmitglieder stehen zu ihrem Leben, outen sich und möchten zeigen, dass sie aktiv etwas zur Verbesserung ihrer Lebenslage tun. Das sind die Musikprojekte „Schattenlichter“.

Warum gerade Musik?

Die positive Wirkung von Musik auf den Menschen ist heute bekannt. Deswegen arbeitet man unter anderem auch mit Musiktherapie. Musik löst positive Gefühle im Gehirn aus, und das gemeinsame Musizieren verbessert das Sozialverhalten. Man muss aufeinander hören. Sonst ist es nicht möglich, miteinander zu musizieren. Musik lenkt die Betroffenen von ihren Problemen ab und versetzt sie für den Moment des Musizierens in eine andere Welt, in der es ihnen gut geht.

Wer darf in der Band „Schattenlichter“ mitspielen?

Zur Band „Schattenlichter“ gehören diejenigen, die sich weiterentwickelt haben und auf der Bühne stehen wollen, wo sie Applaus bekommen. Applaus ist Bestätigung. Dadurch wird ihr Selbstwertgefühl gestärkt, und sie entwickeln neuen An-

trieb. Man könnte sagen: Applaus macht süchtig. Bei der Band darf jeder mitmachen, der möchte. Auch diejenigen, die vielleicht gar nicht so musikalisch sind. Es geht nur darum, dabei zu sein. Das ist das Wichtigste. Der harte Kern der Band besteht aus zwei Betroffenen, mit denen ich selbst auftrete. Der Rest ist tagesabhängig. Die Band variiert zwischen 14 und drei Teilnehmern. Im Durchschnitt sind es etwa vier bis sechs Bandmitglieder. Vielleicht werden es jetzt wieder mehr, da aus einzelnen Singkreisen aktuell einige Interesse haben.

Welche Art von Musik wird denn da gemacht?

Das entscheiden die Mitglieder der Band. Wir singen vorwiegend auf Deutsch, da unsere Teilnehmer in der Regel kaum Englisch können. Mit der Zeit hat sich in der Band eine Mischung aus verschiedenen Stilen ergeben. Wir machen unter anderem Rock, Blues, Pop und Country von Interpreten wie Gunter Gabriel, Johnny Cash und Udo Jürgens.

Und hatte die Band auch schon herausragende Auftritte?

Ein besonderer Auftritt war die Obdachlosenweihnachtsfeier 2004 im Hamburger Michel mit dem Musiker Gunter Gabriel, der inzwischen Schirmherr des „Fördervereins Schattenlichter e.V.“ ist. Der Michel ist ein besonderer Veranstaltungsort, da er über Hamburg hinaus bekannt ist. Mittlerweile haben wir schon um die 80 Konzerte gegeben. Unseren ersten Auftritt hatten wir im Juni 2003. Wir werden vor allem bei Festlichkeiten mit sozialem Hintergrund gebucht. 2009 geschah das leider nur selten, aber jetzt stehen wieder einige an, unter anderem anlässlich des „UNO-Welttages zur Bekämpfung der Armut“.

Wie sind Sie auf die Idee gekommen, die Musikprojekte „Schattenlichter“ zu gründen?

Als der ehemalige Innensenator von Hamburg, Ronald Schill, Bettler und Penner aus der Stadt verjagen wollte, hat mich

das sehr nachdenklich gemacht. Das Verjagen Bedürftiger aus der Innenstadt löst nicht deren Probleme und das Problem Armut in unserer Stadt auch nicht. Außerdem war ich selbst für ein paar Monate „in den Schatten geraten“. Ich weiß, wie es ist, sich nicht mehr selbst helfen zu können. Das habe ich vor 15 Jahren erfahren, als sich meine Frau von mir getrennt hat. Ich war hilflos, war unfähig irgendetwas zu machen. Ich bin damals bei Freunden untergekommen, die mir dabei geholfen haben, wieder auf die Beine zu kommen. In dieser Zeit habe ich nachvollziehen können, wie es ist, obdachlos zu sein. Als Informatiker und Manager in der Computer-Industrie habe ich durch meine Tätigkeit in der „Computerisierung“ außerdem selbst zur Vernichtung von Arbeitsplätzen beigetragen. Dann habe ich von dem Obdachlosenchor „Chorale de l'Accueil Bonneau“ aus Montreal gehört, dessen Mitglieder mit ihrer Musik Anerkennung bekommen haben und durch Nordamerika getourt sind. Das Projekt fand ich so faszinierend, dass ich selbst in Hamburg die Musikprojekte „Schattenlichter“ gestartet habe.

Das kostet Geld. Welche finanzielle Unterstützung bekommt denn Ihre Initiative?

Wir finanzieren uns ausschließlich über Spendeneinnahmen. Allerdings ist die Spendenbereitschaft dramatisch zurückgegangen. Je näher ein soziales Problem an potentielle Spender herantritt, desto eher verschließen sie davor die Augen. Armut kann heute jeden in unserer Gesellschaft betreffen. Das geht schnell. Man muss nur arbeitslos werden.

Haben Sie eigentlich eine persönliche Verbindung zur Musik?

Musik begleitet mich schon mein ganzes Leben. Ich bin quasi schon mit der Muttermilch an Musik herangeführt worden. Meine Mutter ist eine klassische Berufsmusikerin: Sängerin und Pianistin. Ich bin selbst Gitarrist, Bassist und Sänger. Ich singe unter anderem in der Michel Kantorei und in diversen Bands. Man könnte sagen: Ich bin eine Rampensau!

Wie wird es weitergehen? Schmieden Sie neue Pläne?

Der „Förderverein Schattenlichter e.V.“ hat das Projekt „Taten gegen Armut“ mit dem Internetportal „17-oktober.de“ ins Leben gerufen. Das soll mal ein richtiges Spendenportal werden, um unsere Bevölkerung auf die Armut im eigenen Land aufmerksam zu machen. Der Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung besagt, dass rund 11 Prozent der Menschen in der Bundesrepublik unter der Armutsgrenze leben. Das sind statistisch gesehen alleine in Hamburg etwa 170.000 Menschen. Sie haben weniger als 50 Prozent des Durchschnittseinkommens der Bundesbürger. Das heißt weniger als 900 Euro im Monat. Eine Teilnahme am kulturellen Leben ist damit fast unmöglich. Deshalb „Taten gegen die Armut“! Aber wir wollen noch mehr Initiativen gewinnen, die sich dort präsentieren und für sich Spenden einwerben. Mit Mahn-Konzerten gegen Armut wollen wir auf die Situation und das Spendenportal aufmerksam machen. Was die „Schattenlichter“ angeht, so beleben wir unser früheres Frauenprojekt wieder, ein musiktherapeutisches Projekt für Frauen, die misshandelt worden sind. Das ist eine sehr schwierige Zielgruppe. Ich hatte mich schon einmal an diesem Projekt versucht, musste es aber abbrechen, da der Anteil psychologischer Arbeit zu groß war und mir dazu die Ausbildung fehlt. Außerdem haben wir noch die Projekte „Kinder und Mutter“ – Väter sollen davon aber nicht ausgeschlossen werden – und „Jugendliche“ zusammen mit einer Musiklehrerin in einer Einrichtung für wohnungslose Familien gestartet. Vielleicht kann man über die Kinder den Weg zu den Erwachsenen finden, die Hilfe annehmen möchten. Das ist das Ziel.

Die Fragen stellte

LILLI BUCHWALD

**” WENN ICH SINGE
ODER ÜBERHAUPT
MUSIK MACHE,
DANN GEHT ES
MIR HALT GUT,
DANN VERGEHT MIR
ALLES NEGATIVE.
MUSIK IST WIE
EINE THERAPIE,
WIE MEDIZIN. ”**

Etwa 3.000 Menschen wohnen in Wohneinrichtungen für Wohnungslose in Hamburg, schätzungsweise 1.500 leben auf der Straße. Von verdeckter Obdachlosigkeit sind in Hamburg nach Angaben der Caritas zwischen 5.000 bis 15.000 Personen betroffen. Das sind Menschen, die bei Freunden unterkommen.

AUCH MAL SOLO

„Saitensprung“ fragte
Persönlichkeiten aus Politik,
Sport, Medien, Religion
und Wirtschaft:

„WAS BEDEUTET
MUSIK
FÜR IHR LEBEN?“

Wolfgang Holzhäuser
Geschäftsführer
der Bayer 04 Leverkusen Fußball GmbH

Wie Sie sich vorstellen können, sind Musik und Sport in meinem Leben eng miteinander verknüpft. Sport als meine Profession ist, genau wie die Musik, mein ständiger Begleiter – aber auch mein beruflicher und oft von Hektik und Stress begleiteter Alltag. Hier bietet mir die Musik Rückzug, Ablenkung und Entspannung. Gemeinsam sind dem Sport und der Musik – aktiv ausgeübt – die Ausschüttung von Adrenalin und Endorphinen. Die Musik kann also in gleichem Maße emotional beruhigend wie erregend wirken: Ich zähle mich da eher zu den Menschen, die die Ruhe in der Musik suchen und finden.

Dirk Roßmann

Gründer und Geschäftsführer der Rossmann GmbH

Ich habe keine besonders intensive Beziehung zur aktuellen Pop-Musik und höre auch nur wenig Radio. Lenas Sieg in Oslo ist da eine Ausnahme: Die Abiturientin aus Hannover und Ihren Song „Satellite“ finde ich klasse. In den 1970er-Jahren haben allerdings eher rockige Interpreten wie Led Zeppelin („Black Dog“, „Whole Lotta Love“), Jefferson Airplane („Volunteers“) und Bob Dylan („Knockin On Heavens Door“) den Soundtrack meines Alltags geliefert – und alles, was in der hannöverschen Szene-Kneipe „maulwurf“ so gespielt wurde. Ganz nette Episode am Rande: Obwohl ich kein Schlagerstar bin, habe ich inzwischen 23 goldene Schallplatten verliehen bekommen – für die Rossmann-Eigenmarken-CD, „babydream Einschlaflieder“ beispielsweise. Die hängen alle bei uns in der Rossmann-Zentrale in den Fluren an der Wand.

Martin Tenge

Propst und Regionaldechant der katholischen Kirche in der Region Hannover

Auf die Frage, was Musik in meinem Leben bedeutet, kann ich nur sagen: richtig viel! Leider spiele ich selber kein Instrument, aber ich höre sehr gerne Musik und singe einfach mit großer Freude, vor allem mit anderen, aber durchaus auch mal Solo.

Musik begegnet mir in vielen Bereichen meines Lebens, so in meinem Beruf als Priester. Kirchliche Lieder, sei es von der Orgel begleitet oder mit moderner Musik gestaltet, bereiten mir viel Freude und tun in der Regel der Seele einfach gut. Wenn z.B. in meiner Kirche, die zudem eine tolle Akustik hat, unsere Orgel durch unseren Kirchenmusiker ertönt oder ein guter Chor erklingt, dann fühlt sich die Seele schon mal so richtig getragen und ahnt, wie schön himmlisches Schweben sein muss.

Auch in meinem privaten Leben höre ich sehr gerne Musik, dann aber nicht so sehr Klassik, sondern eher die Rock-Pop-Abteilung. Neuerdings hat es mir durchaus auch Chill-out-Musik angetan, die ich zum Entspannen oder auf Autofahrten höre. Ansonsten kommt es einfach drauf an, was in dem jeweiligen Moment so dran ist, da kann auch mal ein Jazz-Konzert total schön sein. Jetzt beim Schreiben dieses Textes läuft übrigens Genesis.

Eine sehr interessante Erfahrung war vor ein paar Jahren die Entdeckung, dass das Internet eine unwahrscheinliche Quelle der Musik ist. Spannend war es dann, über Suchfunktionen meine „alte Jugendmusik“ (z.B. Pink Floyd) wieder zu entdecken und dazu Videos sehen zu können (natürlich nur auf legalem Wege!). Manchmal wusste ich die Titel oder Interpreten gar nicht mehr, da war dann nur so eine Melodie im Ohr. Und dann ging das Suchen los – und ich wurde immer wieder fündig, manchmal sogar bei Stücken, die ich gar nicht gesucht hatte. Ein tolles Erleben, wo der Drang, dann mal richtig die Lautstärke zu erhöhen, sehr deutlich da war. Deshalb habe ich dann statt der PC-Lautsprecher eine alte Verstärkeranlage reaktiviert und kann es mir jetzt richtig laut machen. In der Regel muss ich damit zurückhaltend sein, weil ich nicht alleine im Hause bin. Aber wenn die Gelegenheit günstig und keiner da ist, kann es aus meiner Wohnung schon mal einen hohen Schalldruck geben. Und dann fällt es auch nicht so auf, wenn ich hier und da selber laut mitsinge.

Mit Musik verbinde ich vor allem Emotionen. Mal sprechen mich sanftere Melodien und Arrangements an, manchmal aber einfach auch rockige und fetzige Töne und entsprechende Instrumente. Aus dem Alter des Tanzens bin ich zwar irgendwie raus, aber die Füße und Hände schaffen es doch, sich im Rhythmus der Musik zu bewegen. Neben den Erfahrungen von Entspannung bringt mich Musik halt auch manchmal ganz schön in Schwung.

In jedem Fall bin ich dankbar für die Erfindung der Musik und ihrer vielfältigen Ausdrucksweisen. Und ich bin dankbar für die Menschen, die Musik „können“ und machen, denn ohne sie wäre ich ganz schön aufgeschmissen.

Stephan Weil
Oberbürgermeister von Hannover

Musik und Leben gehören für mich zusammen. Auch wenn ich nicht das Glück hatte, ein Instrument lernen zu können, so lasse ich mich immer wieder gerne von Musikerinnen und Musikern begeistern. Erst recht wenn die Musik und Performance originell und kreativ sind.

Marc Bator

Sprecher der Tagesschau

Musik hat keinen Stellenwert in meinem Leben, Musik ist mein Leben, Musik begleitet mein Leben seit frühester Kindheit. Musik ist Spiegel der Emotionen. Musik entspannt, Musik heilt. Auch darum ist die Bandbreite meines musikalischen Geschmacks so groß. Von Claudia Jung bis AC/DC, klassische Musik, Jazz, Weltmusik: alles, was Menschen zum Klingen bringen, interessiert mich. Ebenso die Wahl des Mediums. Schallplatten, zweitausend CDs, mittlerweile die Mediathek im Netz. Das gehört alles zu meinem Leben. Also, so eine emotionale menschliche Seite hinter der trockenen Fassade des Nachrichtensprechers – hätten Sie das gedacht?

„MUSIK IST EIN LEBENSMITTEL“

„Ganz im Ernst. Eigentlich habe ich gar nichts gegen musikalische Menschen. Ja, ich finde sogar, dass sie irgendwie dazugehören.“ So beginnen Christian Udes Ausführungen über seine persönlichen Erfahrungen mit Musik, und gleich wird deutlich, dass der Oberbürgermeister der Stadt München, seine Erfahrungen mit Musik und sich selbst nicht ganz ernst nimmt. Mit ironischem Unterton beklagt er, dass musikalische Menschen ihre Liebe zur Musik nie für sich behalten könnten, sondern sie immer wieder aufs Neue in nächtelangen Konversationen oder mehrspaltigen Zeitungsartikeln beschwören müssten. Herrlich amüsant schildert Ude seine Leidenszeit als Jungredakteur der Süddeutschen Zeitung, Tür an Tür mit dem Kritikerpapst Joachim Kaiser. Und seinen kurzen Ausflug in die Welt des Musikkritikers, als er eine Rezension über einen Liederabend schrieb, ohne das Konzert wirklich besucht zu haben. Dumm nur, dass sein Fehlen bemerkt wurde und die Veranstalter in der Redaktion anriefen...

Für die Hörbuchedition „Ein Traum von Musik“, herausgegeben von Elke Heidenreich, wurden einige der insgesamt 46 Prominentenstatements über Musik aus dem gleichzeitig erschienenen gleichnamigen Buch ausgewählt.

Die Politiker, Publizisten und Künstler, darunter Heiner Geisler, Tomi Ungerer oder Volker Schlöndorff, lesen ihre Texte selbst. Schauspielerinnen und Sängerinnen Marlen Kroymann gesteht ihre Teenagerliebe zu Elvis Presley, Reinhard Mey verkündet Interessantes über die Bezahlung: „Ich lebe für die Musik, aber ich lebe auch davon, und jeder, der kann, soll seinen Obolus dafür entrichten. Wer es aber nicht kann, dem soll die Musik geschenkt werden, für den soll Milde walten und sein Musikherunterladen als Mundraub gelten – Musik ist ein Lebensmittel!“

Einige wenige Geschichten handeln von traurigen Erfahrungen mit Musik, so zum Beispiel die von dem kleinen jüdischen Kind Sarah, das von der Gestapo abtransportiert wurde und eine Melodie auf seiner Flöte spielte, die sich in das Gedächtnis von Bernd Schroeders Großvater einbrannte und auch den Regisseur bis heute nicht loslässt. Meistens erzählen die Prominenten aber von eigenen Erinnerungen: vom ersten Radio, der ersten LP, dem ersten Konzertbesuch, den eigenen musikalischen Versuchen – und von musikalischen Traumata. So blieben die Bemühungen der Eltern des Schriftstellers Jan Weiler, ihn in die Welt der klassischen Musik einzuführen, vergebens. Zu beängstigend und verstörend war für ihn ein Abend mit Aribert Reimanns Oper

„Lear“ in Düsseldorf. Die Hörer durchleben mit Weiler jene schrecklichen Minuten des damals Zehnjährigen, die zu den „eindrucksvollsten Schockerlebnissen“ seines Lebens gehörten. Sie führten zum Bruch mit der Musik seines Vaters, von dem er sich nun anhören musste, er solle das, was er „bedauerlicherweise für Musik“ halte, doch bitte leiser stellen. Ähnlich berichtet Campino, Sänger der „Toten Hosen“, wie die kulturbeflissene „Rettungs- und Rückholaktion“ seiner Mutter letztlich nur dazu führte, dass er sich ganz von der klassischen Musik abwandte.

Insgesamt ein kurzweiliges Hörerlebnis mit Musikgeschichten, die allesamt wunderbar geschrieben sind. Nicht jede erreicht allerdings eine gute Schlusspointe. Welche Musik denn nun für den jeweiligen Autor die größte Rolle im Leben spielt, erfährt man nicht unbedingt – dafür aber oft genug, welche Musik gerade keine Rolle spielt und warum.

KATHARINA RUPPRICH

Elke Heidenreich (Hg.): Ein Traum von Musik. Liebeserklärungen. Gelesen von den Autoren. 3 CD. Random House Audio, 19,99 Euro

Elke Heidenreich (Hg.): Ein Traum von Musik. 46 Liebeserklärungen. 384 Seiten. C. Bertelsmann, 19,95 Euro

DIE ERDE IST EINE SCHEIBE

Seit gut zehn Jahren singt die Musikbranche das Lied von existenzbedrohenden Umsatzeinbrüchen, verbrecherischen Internetpiraten und dem Fehlen adäquater Copyright-Regeln für Musik im Netz. Doch nicht nur in den Chefetagen der großen Musiklabels, sondern auch im Einzelhandel, in den kleinen Plattenläden, wird jeden Tag ums Überleben gekämpft, und das zumeist aus Überzeugung. Olaf Töpelmann ist einer dieser Kämpfer. Seit nahezu 20 Jahren arbeitet er als CD-Verkäufer im „Ohrwurm“ in Hannover-Linden und hat so manchen Konkurrenten kommen und gehen sehen.

Über 22 Jahre gibt es den Ohrwurm schon. Bis in die späten Neunziger als reiner CD-Verleih betrieben, werden seit der Jahrtausendwende die runden Silberlinge angekauft und verkauft. Ein heikler Wechsel, denn die damalige Stammkundschaft aus dem Verleihgeschäft fiel komplett weg. „Der kommerzielle Verleih von CDs wurde von der Plattenindustrie bekämpft, die damals durch das Aufkommen von CD-Brennern eine Gefährdung ihrer Umsätze sah. Die Erfindung von Internet-Tauschbörsen wie Napster trug ein Übriges dazu bei, dass es schwieriger wurde, CDs zu verleihen. Die Umstellung war also unumgänglich“, berichtet Töpelmann. „Es war eine schwierige Phase, aus der wir jedoch gestärkt hervorgegangen sind. Wir haben in den letzten zehn Jahren so manche Tonträgerabteilung in Hannover begraben oder dahinsiechen sehen, aber den Ohrwurm gibt es immer noch.“

Laut Bundesverband der Musikindustrie ist der Umsatz an CD-Alben seit 1999 von jährlich 209 Millionen verkauften Einheiten auf 145 Millionen gesunken; davon ist der Ohrwurm bisher weniger stark betroffen gewesen als andere Händler. Das liegt nach Töpelmanns Meinung vor allem daran, dass die Szene in Hannover sehr gut austariert ist: „Es gibt vier bis fünf Läden, die alle ein leicht unterschiedliches Angebot und so ihren festen Kundenkreis haben.“ Zum Beispiel das „Rocker's“, das sich ebenfalls im Stadtteil Linden befindet. Dort hat man sich ausschließlich auf gebrauchte Vinyl-Schalplatten spezialisiert. Ein weiterer Laden mit festem Kundenkreis ist „Hot Shot Records“ in der Nordmannpassage am Steintor. Hier gibt es hauptsächlich Neuware aller Musikrichtungen – allerdings mit einem Schwerpunkt auf Rock und Metal.

Egal ob Secondhand oder Neuware, ob Metal oder Pop – die kleinen Plat-

tenläden haben gegenüber den großen Händlern einen klaren Vorteil: Sie haben die Liebhaber auf ihrer Seite. Und die sind treue Käufer, die auch in Zeiten legaler und illegaler Downloads noch gerne zum physischen Tonträger greifen. Gerade diese Zielgruppe bevorzugt vor allem die kleinen Einzelhändler und nicht die großen Ketten. „Deswegen haben in der Innenstadt WOM, Karstadt und andere Großhändler dicht gemacht“, weiß Olaf Töpelmann. Eine selbstbewusste Aussage, schließlich haben große Ketten ihrerseits gegenüber kleinen Händlern auch einige Wettbewerbsvorteile, insbesondere in puncto Preispolitik.

Dennoch: Ähnlich wie der CD-Händler selbst, sehen es auch seine Kunden im Ohrwurm. Einer von ihnen ist Manuel Schmidt, der schon seit Jahren hier seine CDs kauft. Für ihn haben kleine Plattenläden ein ganz besonderes Flair: „Reine Plattenläden sind eine Art Treffpunkt, an dem man auf Gleichgesinnte stößt. Es ist einfach schöner, seine Musik in einem Laden zu kaufen, in dem man die Gesichter kennt und auch schon mal ins Gespräch kommt. Solch eine persönliche Atmosphäre gibt es in der Anonymität eines großen Elektrohändlers nicht“, so Schmidts Meinung.

Dass Olaf Töpelmann heute überhaupt Platten verkauft, war nicht immer abzusehen. 1991 hat er im Ohrwurm angefangen, zunächst als Nebenjobber während des Studiums, denn eigentlich wollte er Lehrer werden. Inzwischen ist er Mitinhaber des CD-Ladens. Eine Verkettung glücklicher Umstände sei es gewesen, dass er nach der Uni im Plattenladen hängenblieb. Bis heute bereut er es nicht, noch immer CDs zu verkaufen, statt den einst angestrebten Lehrerberuf auszuüben. Seine pädagogische Vorerfahrung kommt ihm sogar oft zugute im Ohrwurm: „Beim Umgang mit unserer sehr gemischten Kundensicht ist mir



einiges tatsächlich hilfreich. Manchmal fühlt es sich hier an wie eine Mischung aus Sprechstunde und betreutem Wohnen.“ Und tatsächlich, wenn man sich einige Zeit in seinem Laden aufhält und die Kunden beobachtet, bekommt man ein Gefühl dafür, was Töpelmann mit dieser Aussage meint. Es gibt die Immigrantenkinder, die mit leuchtenden Augen für einen Euro alte, trashige Hiphop-CDs kaufen, den junggebliebenen Rocker, der Raritäten aus dem Backkatalog seiner Lieblingssänger sucht, oder den (zumeist studentisch aussehenden) Musiknerd, der sich stundenlang im Laden aufhält und eine Reihe trendiger neuer Bands zuerst intensiv anhört, bevor er sich entschließt, eine der CDs zu kaufen.

Im Vergleich zu vielen anderen An- und Verkauf-Läden betreibt der Ohrwurm ein eigenes Konzept, was ihn zu einem besonderen Musikladen macht: Neben Secondhand-CDs wird das Angebot durch Neuware ergänzt. „Vor allem aktuelle Erscheinungen und Backkataloge, die man nicht überall erhält, kaufen wir neu ein. Natürlich können wir nicht alles Relevante kaufen, wir müssen schon auf den

Einkaufspreis achten, um unsere Kostenpolitik einzuhalten.“ Diese lautet konkret: Keine CD kostet mehr als 13 Euro. „Das ist für Neuerscheinungen ein guter Preis. Zudem achten wir darauf, dass die Secondhand-Ware in einwandfreiem Zustand ist. Der Kunde kann im Prinzip neue und gebrauchte Platten bei uns im Laden kaum unterscheiden“, weiß Olaf Töpelmann. Aus diesem Prinzip ergibt sich das Alleinstellungsmerkmal seines Ladens: eine breite Auswahl relevanter Pop- und Rockveröffentlichungen, insbesondere auch an Neuerscheinungen, zu Preisen, die mit den großen Händlern konkurrieren können.

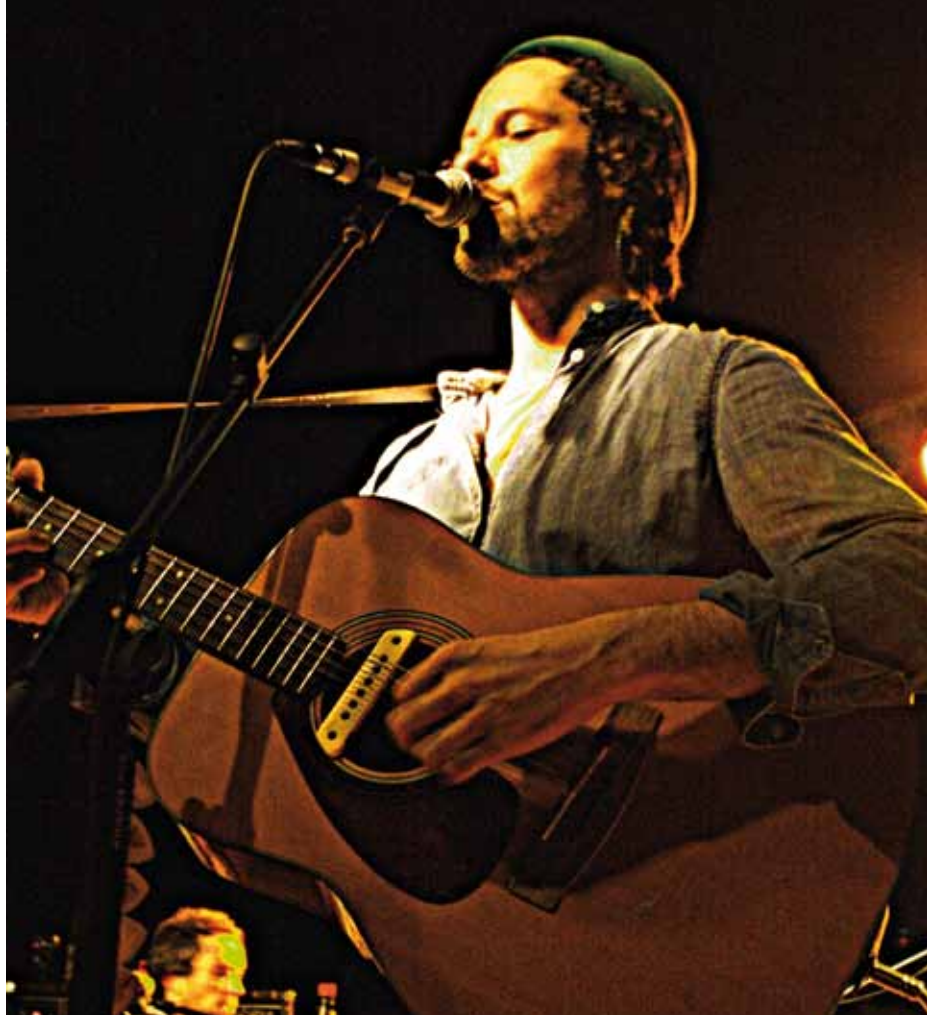
Im Ankauf profitiert der Laden noch von seiner Verleih-Vergangenheit, zumindest in den Augen seines Besitzers: „Viele Leute kennen uns noch von früher, sodass sie auf uns zukommen mit ihren alten Sammlungen. Vor allem aber bieten wir Verkäufern attraktive Preise von bis zu 10 Euro für aktuelle CDs. Bei einem Wiederverkaufspreis von 13 Euro ist unsere Gewinnspanne dann zwar klein, aber letztendlich lockt das Angebot aktueller Platten die Kunden in unseren Laden.“

Umso schlimmer, wenn eine Phase ohne spektakuläre Neuerscheinungen ansteht. Besonders im Januar und Februar, nach dem fetten Weihnachtsschmaus, müsse der Ohrwurm Jahr für Jahr kämpfen: Die Leute gäben weniger Geld aus, und die Labels veröffentlichten nur sehr wenige gute Platten. Eine ganz eigene Form der Winterdepression sozusagen. Auf die Frage, wo er seinen Laden in zehn Jahren sieht, kommt Töpelmann ins Grübeln: „Ich hoffe, an der gleichen Stelle wie heute. Als Laden, der mit der Zeit gegangen ist und sich aktuellen Entwicklungen angepasst hat. Und natürlich als Treffpunkt für Musikliebhaber. Meine Hoffnung ist, dass es in zehn Jahren immer noch CDs gibt. Meine größte Angst, dass wir in zehn Jahren als Antiquitätenhändler gelten.“ Um dem vorzubeugen, könnte er sich vorstellen, sein Angebot um eine gut sortierte Vinyl-Abteilung zu ergänzen. Dies sei allerdings ein Schritt, der sorgsam geplant werden müsse. Aber auch ein reizvoller, denn die gute alte Schallplatte, einst selbst als Antiquität vielerorts aus-sortiert, ist wieder im Kommen bei Musikliebhabern.

MARC MÖLLMANN

MAX HERRE

**Welchen Eindruck haben
auswärtige Musiker eigentlich
von der „Provinzmetropole“
Hannover? Wir begeben uns
in jeder Ausgabe auf die Suche
nach Antworten ...**



Max Herre ist seit 2004 auf Solopfad. Vorher machte er sich als Kreativkopf und Rapper der Stuttgarter Hiphop-Crew „Freundeskreis“ einen Namen. Damals wie heute ist er besonders beim weiblichen Publikum für seine gefühlsbetonten Texte und seine Locken beliebt. Auf seiner Tour machte er auch in der hannoverschen „Faust“ Station. Wir trafen einen entspannten Max Herre kurz vor seinem Konzert am Hintereingang der Konzerthalle. Auch wenn Hannover nicht mit Wien, Paris oder Berlin mithalten kann, fiel sein Fazit gar nicht so negativ aus:

„Wir waren nur vorhin etwas essen. Ich habe mir den Kiez um unser Hotel mal angeschaut. Richtig was Tolles gesehen habe ich nicht. Aber das ist vielleicht auch normal, ich vergleiche Tourneen immer mit Klassenfahrten. Wir sind zu zwölft, fahren lange im Bus, frühstücken jeden Tag in einer anderen Stadt. Wenn man mal einen Tag frei hat, guckt man sich die Stadt an. Ich war in Salzburg in Mozarts Geburtshaus. Für ähnliche Besichtigungen hatten wir diesmal leider keine Zeit in Hannover. Die letzten sechs Nächte habe ich im Bus verbracht. Ich sehne mich aber nicht nur nach einem Hotelbett, sondern

auch nach einer interessanten Ausstellung zur Ablenkung.“

Eine bestimmte Erinnerung an die Perle Niedersachsens hat der Songwriter nicht: „Ich kann nicht sagen, dass ich etwas sehr mit Hannover verbinde oder es irgendein besonderes Erlebnis hier gibt.“ Allerdings war er von der Location des Abends, der Sechziger-Jahre-Halle auf dem Faust-Gelände, durchaus angetan. „Es ist das erste Mal, dass wir hier spielen. Sonst haben wir immer im Capitol gespielt, ich find’s aber gut hier. Ein richtiger Rock ‘n’ Roll-Schuppen halt.“

Am Ende outet sich Max Herre dann als Fußballkenner und heimlicher Sympathisant von Hannover 96: „Die Stadt ist natürlich durch den tragischen Tod von Robert Enke in das kollektive Gedächtnis der Nation gerückt. Jeder, der sich für Fußball interessiert und die Mannschaft hat leiden sehen, musste irgendwie den Spielern die Daumen drücken. Wenn ich an Hannover denke, dann immer auch an dieses großartige Team, das so tapfer versucht hat, den Spirit oben zu halten.“

Protokolliert von **BIRK GRÜLING**

BILDNACHWEIS

Titel, S. 8, 9, 10, 39, 52, 53:	Mathieu Bell
S. 4, 6:	Annick Manoukian
S. 12, 13, 14, 15:	Katharina Rupprich
S. 19, 20:	Joachim Haupt
S. 22, 28/29:	Dorian Gorr
S. 30:	privat
S. 33, 34, 35, 41, 42, 54:	Birk Grüling
S. 35:	Pressefotos TfN ©Andreas Hartmann
S. 36, 37, 38:	Pressefotos Skate-Aid
S. 44, 45, 46:	Pressefotos Mainstream
S. 47, 48:	Pressefotos Schattenlichter



Mittwoch : 6. Oktober 2010
Kuppelsaal im HCC

JAZZ MIT THOMAS QUASTHOFF

Tell It Like It is –
Lieblingsstücke von Thomas Quasthoff
aus Jazz, Soul, Blues und Pop



Samstag : 16. Oktober 2010
Großer NDR-Sendesaal

GIDON KREMER VIOLINE KREMERATA BALTICA

Werke von Bartók, Schumann, Pärt,
Schostakowitsch, Piazzolla u.a.



Samstag : 23. Oktober 2010
Großer NDR-Sendesaal

GABRIELA MONTERO KLAVIER

Latin Live mit Werken von Lecuone,
Ginastera, Nazareth u.a.
sowie Improvisationen



Dienstag : 26. Oktober 2010
Kuppelsaal im HCC

HELSINKI PHILHARMONIC

LEITUNG : **JOHN STORGÅRDS**

SOL GABETTA : CELLO

Werke von Schumann, Elgar und
Sibelius



Mittwoch : 3. November 2010
Kuppelsaal im HCC

BRYN TERFEL : BARITON

BAD BOYS –
SCHURKEN DER MUSIKGESCHICHTE
Arien von Verdi, Donizetti, von Weber,
Puccini, Offenbach und anderen



Samstag : 13. November 2010
Großer NDR-Sendesaal

HÉLÈNE GRIMAUD KLAVIER

Werke von Mozart, Berg,
Liszt und Bartók



Mittwoch : 24. November 2010
Kuppelsaal im HCC

ROLANDO VILLAZÓN BOLIVAR SOLOISTS

México



Montag : 13. Dezember 2010
Großer NDR-Sendesaal

ALBRECHT MAYER OBOE : ENGLISCHHORN BERLINER BAROCK SOLISTEN

Werke von Bach, Goldberg, Dittersdorf
und Pisendel



Mittwoch : 9. März 2011
Kuppelsaal im HCC

MUTTER'S VIRTUOSI

LEITUNG UND VIOLINE
ANNE-SOPHIE MUTTER

Werke von Mendelssohn Bartholdy, Vivaldi
und anderen



Mittwoch : 23. März 2011
Großer NDR-Sendesaal

GRIGORY SOKOLOV KLAVIER



Freitag : 8. April 2011
Kuppelsaal im HCC

LANG LANG KLAVIER

Werke von Beethoven, Albéniz und
Prokofjew



Samstag : 21. Mai 2011
Kuppelsaal im HCC

GUSTAV MAHLER „SYMPHONIE DER TAUSEND“

NDR SINFONIEORCHESTER

TSCHECHISCHE PHILHARMONIE

SCHLESWIG-HOLSTEIN FESTIVAL CHOR

NDR CHOR UND ANDERE

LEITUNG : **CHRISTOPH ESCHENBACH**

Bitte fordern Sie den ausführlichen Konzertkalender an.

Karten bei PRO MUSICA

Georgstraße 36 : 30159 Hannover

Telefon 0511 : 36 38 17 : Fax 0511 : 36 38 87

www.promusica-hannover.de

und allen bekannten Vorverkaufsstellen



Nur das Beste
für Ihren Anspruch

Entdecken Sie bei uns die große Auswahl vom Junior- bis zum
Konzertklavier – auch als Mietklavier oder mit Finanzierung.



**Klavierhaus
Meyer**